

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Eine ungekannte Welt

Judäus

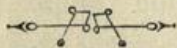
Frankfurt a. M., 1907

III. Beim Minister.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2077

III.

Beim Minister.



III
BIBLIOTHECA

I.

Unsere Erzählung führt uns ein halbes Jahrhundert zurück in das damals kurhessische Dörfchen Malsfeld. Die kleine jüdische Gemeinde verkehrte mit der christlichen in einer friedlichen, man kann fast sagen, brüderlichen Weise, die einen heute, fünfzig Jahre später, geradezu unglaublich anmuthet. Viel trug zu diesen guten Beziehungen die Persönlichkeit des Gemeindeältesten der jüdischen Gemeinde, Heinemann Bensow, der Held der folgenden Erzählung, bei. Er war ein Mann ohne besondere allgemeine Bildung, aber er verband mit einem weichen, guten Herzen, einen festen, unbeugsamen Charakter; eine Verbindung, die man sonst nur selten anzutreffen pflegt. Er war auch durchaus kein reicher Mann, aber sein guter Rath, seine allezeit hilfsbereite That standen jedem zur Verfügung, mochte er Jude oder Christ sein. Seine strenge Rechtlichkeit, seine innige Frömmigkeit und seine Kenntniß der Thora hoben den schlichten Mann, ohne daß er es wollte oder nur wußte, hoch über das Niveau seiner ganzen Umgebung, so daß Alle mit einer gewissen Achtung und Ehrerbietung zu ihm aufblickten.

Als er sich sein Häuschen baute, führten die Bauern des Ortes die Steine dazu bei, ohne dafür eine Bezahlung anzunehmen.

Bensew's spezieller Freund war der Herr Pfarrer. Dieser war ein alter, würdiger Herr; die verkörperte Leutfeligkeit und Biederkeit. Keiner von beiden ging am Hause des andern vorbei, ohne die Gelegenheit zu einem freundschaftlichen Gespräch zu benützen. Des Abends saßen die beiden Männer oft auf der hölzernen Bank vor dem Pfarrhause zusammen und besprachen die Tagesneuigkeiten, oder was sonst in der Gemeinde gerade auf der Tagesordnung stand.

An einem heißen Julitage Anfangs der fünfziger Jahre war Bensew über Land gegangen und kam Abends von einem mehrstündigen Marsch ermüdet nach Hause. Sein Weg führte ihn an dem Pfarrhause vorbei, aber er hatte wenig Lust, sich jetzt daselbst aufzuhalten, obwohl er schon von ferne den Pfarrer auf seinem Lieblingsplätzchen sitzen sah. Aber wie erschrak er, als er näher kam und den verglasten, stieren Blick seines Freundes und dessen schmerzlichen Gesichtsausdruck gewahrte. In der Hand zitterte ein großer Bogen, ohne Zweifel ein amtliches Schriftstück, in das der Pfarrer so vertieft schien, daß er kaum auf den vorübergehenden Freund achtete. Betroffen eilte Bensew auf ihn zu.

„Was giebt's, Sie sehen ja ganz verstört aus?“

„Ah, Ihr seid's, Bensew, habt Ihr auch schon von der Sache gehört, man spricht wohl schon im ganzen Dorfe davon?“

„Von was denn um Himmelwillen, ich komme von über Land und habe Niemanden vom Dorfe gesehen; ich weiß daher auch nicht, worüber man im Dorfe sprechen sollte.“

„So, so, Ihr wißt noch nicht von meinem Unglück, da könnt Ihr's schwarz auf weiß lesen. Aber geht erst nach Hause, betet Euer Abendgebet, esset zu Nacht und kommt dann auf ein

Stündchen hierher, dann will ich Euch Alles erzählen und Euch um Rath fragen, ob und was da zu thun ist."

"Zunächst rathe ich Ihnen, stecken Sie Ihre Pfeife an und blasen Sie mit den Rauchwolken alle Grillen und Sorgen weg. Wenn keine Krankheit und kein Todesfall in Ihrem Brief steht, so wollen wir schon sehen, wie wir mit dem vermeintlichen Unglück am besten fertig werden. Aber verlieren Sie nur den Kopf nicht, denn wir werden ihn jedenfalls gut gebrauchen können. Also, auf Wiedersehen!"

Getrieben von Mitleid und Neugierde war Bensow in kurzer Zeit wieder zur Stelle. Der Herr Pfarrer hatte aber den Freundesrath mit der Pfeife nicht befolgt, was Bensow beunruhigte. Denn wenn seinem Freunde die Pfeife nicht schmeckte, dann war etwas nicht in Ordnung.

"Da lest, und sagt selber, ob das nicht zum aus der Haut fahren ist!"

"Als alter Fellschneider weiß ich, daß die Häute im Sommer viel leichter und weniger werth sind, als im Winter. Deshalb ist es bei dieser Hitze keinesfalls rathsam, aus der Haut zu fahren; das hat noch lange Zeit, meinen Sie nicht, Herr Pfarrer?"

Dieser reagierte auf diesen Witz nur mit einem trüben Lächeln.

"Da, leset diesen Wisch selber, Bensow, und Ihr werdet meine Lage begreifen."

Bensow nahm den großen Kanzleibogen in die Hand und gab ihn, nachdem er kaum einen flüchtigen Blick darauf geworfen hatte, wieder zurück.

"Sie vergessen, Herr Pfarrer, daß mir das Lesen und Schreiben nicht so leicht geht, wie Ihnen. Aber diese vertrackten

Schnörkel von Amtswegen, die können auch einem anderen Arbeit machen. Sie haben mich so neugierig und ungeduldig gemacht, daß ich nicht die Ruhe habe, diese Schrift zu Ende zu lesen. Sagen Sie mir nur kurz, worum handelt es sich eigentlich?"

„Ihr erinnert Euch noch der Geschichte mit der Familie des seligen Schreiners Dennler. Er ist jetzt zwei Jahre todt, seine Frau folgte ihm wenige Wochen später in die Ewigkeit nach und die drei kleinen Würmchen von Kindern, von welchen das älteste fünf Jahre alt war, standen verlassen und verwaist da. Ihr habt damals gerathen, man solle die Kinder in's Waisenhaus nach Kassel thun; ich war dagegen und bin es auch heute noch; die Gründe brauche ich jetzt nicht zu wiederholen. Die armen Waisen hatten nichts als das Häuschen, in dem sie wohnten, den großen Kartoffelacker, eine halbe Stunde von hier und den schönen Garten, der hier an den meinigen grenzt. Den Acker habe ich durch die Vormundschaft verpachten lassen, den Garten habe ich, da er mir so bequem liegt, gemeinschaftlich mit dem meinigen selber bearbeitet, habe das Obst und Gemüse in der Stadt verkaufen lassen und ein kleines Kapital anzulegen begonnen, das sich, bis die Kinder heranwachsen, vielleicht doch zu einigen hundert Gulden anhäufen kann, wenn der Vater der Waisen seinen Segen dazu giebt. Das Alles wißt Ihr, auch daß ich für meine Arbeit in dem Garten niemals einen rothen Heller berechnet habe, daß ich über Alles, was ich von den Erträgnissen gelöst, genau Buch geführt und den Ertrag mit jetzt schon 76 Gulden auf der Sparkasse für die armen Kinder angelegt habe. Ihr wißt auch, wie es mich beglückt hat, auf diese Weise ohne besondere Mühe meinerseits, den verlassenen Waisen zur Hand zu gehen, und jetzt,

denkt Euch, schreibt mir das Konsistorium in Kassel, es sei ihm mitgetheilt worden, daß ich mich auf ungerechte Weise an dem Waisengut der Dennler'schen Kinder zu bereichern suche, und ertheilt mir deshalb einen ernstern Verweis, mit der Mahnung, jede Beziehung nach dieser Seite hin abzubrechen, da sonst ein Prozeß gegen mich in Aussicht gestellt wird.

Bensow war von dem Seelenschmerz, den diese grundlose Verdächtigung dem biederen Ehrenmanne bereiten mußte, nicht nur überzeugt, sondern er fühlte ihn in seiner ganzen Tiefe mit, wie nur ein Freund das Leid des andern theilen kann. Aber er unterdrückte sorgfältig jede Regung seines Schmerzes, um den betroffenen Freund nicht noch mehr zu beängstigen.

„Ich begreife Sie nicht, Herr Pfarrer, wie Sie sich das so nahe gehen lassen, da es Ihnen doch leicht fällt, sich gegen diesen Verdacht zu vertheidigen. Sie brauchen ja nur den Vormund der Waisen, den Wirth Holzmann, als Zeuge für Ihre Rechtschaffenheit und Ihre selbstlose Hingebung anzurufen und die Sache ist durch einen einzigen Brief klargestellt.“

Der Pfarrer lächelte traurig, rückte etwas näher an Bensow heran und flüsterte ihm leise in's Ohr: „Man soll keinen Menschen grundlos verdächtigen, aber ich spreche keinen grundlosen Verdacht aus, wenn ich sage, daß der Holzmann der Anstifter ist, er hat mir die ganze Geschichte beim Konsistorium eingebracht, er und kein anderer.“

Bensow erstaunte über diese Mittheilung und gab diesem Erstaunen unwillkürlich Ausdruck, aber der Pfarrer fuhr unbeirrt fort:

„Ich weiß, daß ich keinen Feind im ganzen Dorfe habe, aber diesem Holzmann bin ich im Wege. Er kann mir's

erstens nicht verzeihen, daß ich wiederholt von der Kanzel aus gegen den Wirthshausbesuch am Sonntag während der Kirche geüfert hatte. Dazu kommt noch, daß Holzmann den ganzen Garten kaufen wollte, und zwar zu so einem unerhört billigen Preis, daß ich mit aller Entschiedenheit dagegen protestiren mußte, so gerne ich auch im Interesse der Kinder den Garten veräußert hätte. Wie Ihr wißt, habe ich vor länger als Jahresfrist in den Zaun, der den Garten der Waisen von meinem Garten trennt, eine Verbindungsthüre machen lassen, damit ich von meinem Garten bequemer hinein gelangen kann, ohne jedesmal erst über die Straße zu müssen. Daraus hat der Holzmann mir einen Strick gedreht und in dem Konsistorialberweis wird das mir so ausgelegt, als ob ich das deshalb gethan hätte, um ohne Controlle die Früchte des Gartens leichter in mein Haus schaffen zu können; was soll man zu einer solchen Schurkerei sagen, Bensew?"

Dieser schwieg nachdenklich einige Minuten, während der Pfarrer unverwandten Blickes das verhängnißvolle Schreiben des Kasseler Konsistoriums zum soundsovielsten Male durchlas.

Wäre der letztere nicht so in seine Lektüre vertieft gewesen, so hätte ihm nicht der Strahl der Freude entgehen können, der plötzlich aus den Augen Bensew's leuchtete. Aber der kluge Freund unterdrückte rasch die aufflackernde Freude, er wollte nicht zu früh verrathen, daß er einen Weg gefunden zu haben glaubte, wie hier zu helfen sei.

Nach einigen Minuten des Schweigens fuhr der Pfarrer fort:

„Wenn die Sache erst im Dorf bekannt wird, dann ist meine Ehre, mein Ansehen und vielleicht meine ganze Stellung

erschüttert. Die Bauern sind zwar gutmüthig von Natur, aber sie sind ebenso mißtrauisch. Wenn sie hören, daß unser Konsistorium mich für einen Menschen hält, der sich an Waisengut vergreift, und mir deshalb einen Verweis giebt, was sollen dann die einfachen Leute sagen, die an die Kasseler Autorität blindlings glauben, dann bin ich“

„Nur gemacht, Herr Pfarrer,“ unterbrach ihn jetzt Benzen, „die Sache ist schon ernst, und es kann einem schon wehe thun, so verkannt zu werden und gar von seiner vorgesezten Behörde, aber das muß sich ganz gewiß aufklären. Meiner Meinung nach muß das Konsistorium von selbst seinen übereilten Schritt gegen Sie einsehen und jedenfalls ist Ihnen der Weg zu Ihrer Rechtfertigung unbenommen. Im Dorfe weiß zur Zeit Niemand was von der Geschichte, nicht einmal der Holzmann, dagegen möchte ich meinen Kopf verwetten. Wir haben also Zeit, einmal darüber zu schlafen und einige Tage die Situation ruhig zu überlegen. Inzwischen legen Sie sich im Kopfe Ihre Rechtfertigung zurecht; wenn Sie dieselbe zu Papier gebracht haben, wollen wir sie miteinander durchgehen und dann in acht Tagen zur Post geben. Haben Sie das Buch zur Hand, in welchem Sie die Einkünfte für die Waisen notirt haben und auch das Sparkassenbüchelchen, in welchem die 76 Gulden eingetragen sind?“

„Ich habe beides hier in der Tasche; seht es Euch nur an, es ist Alles in Ordnung.“

„Geben Sie mir die zwei Büchelchen mit nach Hause, da kann ich mir Alles mit mehr Ruhe durchsehen. Morgen muß ich über Land und gehe schon früh fort, ob ich Abends wieder hier bin, weiß ich selber noch nicht, aber jedenfalls bin ich übermorgen zurück, dann wollen wir die Sache gründlich

durchsprechen und unseren Entschluß fassen. So viel kann ich Ihnen aber jetzt schon sagen, ich habe eine Ahnung, ja, ich darf sagen, die Gewißheit, die Sache muß einen guten Ausgang nehmen. Wir haben einen großen Gesetzeslehrer Namens Rabenu Moscheh ben Maimon — wir nennen ihn nach den Anfangsbuchstaben seines und seines Vaters Namen kurz: Rambam — welcher sagt, daß von der Wohlthätigkeit, die Jemand an Andern übt, noch nie etwas Böses erfolgt sei. Eine so selbstlose, verdienstvolle Handlungsweise, wie Ihr sie da geübt habt, kann nicht mit einem so schwarzen Verdacht endigen. Euer gutes Recht wird sicher zu Tage treten und Ihr werdet statt Schande — Ehre und Anerkennung um so sicherer davon tragen, je weniger Ihr ja danach gestrebt habt. Und nun guten Muthes, ehrwürdiger Herr, sobald ich frei bin, spreche ich wieder vor.“

Sichtlich beruhigt reichte der ehrwürdige Geistliche seinem jüdischen Freunde die Hand zum Abschiede. Er war von Allem, was in den letzten Stunden auf ihn eingestürmt war, so zerstreut, daß er den verhängnißvollen Brief noch immer in der Rechten hielt, die er dem Freund zum Handschlag hingehalten hatte.

Bensew nahm den Uriasbrief aus der Hand des Pfarrers und sagte:

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich den ganzen Wisch sofort verbrennen, das würde Sie ohne Zweifel mehr beruhigen, als wenn Sie ihn immer von neuem durchlesen. Da Sie das aber wahrscheinlich doch nicht thun, so will ich ihn wenigstens zu mir stecken und ihn zu den beiden Büchelchen legen, bis wir wieder zusammen kommen. Es ist bei mir viel besser aufgehoben, als bei Ihnen.“

Ohne die Zustimmung des Pfarrers abzuwarten, faltete er das Papier zusammen, steckte es in seine Tasche und verließ mit einem herzlichen Händedruck den Freund.

II.

Als Bensow in vorgerückter Nachtstunde nach Hause kam, spielte ein verklärter Zug von Seelenfreude um seine harten, scharf ausgeprägten Gesichtszüge. Hätten seine Leute nicht schon schlaftrunken sich gerade angeschickt, zur Ruhe zu gehen, so wäre ihnen das sicher nicht entgangen.

„Ich habe durch den Besuch beim Pfarrer ganz vergessen, Euch zu sagen, daß ich morgen früh auf dem Vorsteher-Amte in Kassel sein muß. Hänge mir meinen Zomtos-Rock heraus und lege mir einen von Deinen guten Handkäsen zurecht, Brod will ich mir schon selber schneiden — und geht dann zu Gutem in's Bett. Bis Ihr aufsteht, bin ich, so Gott will, in Kassel. Ich komme womöglich morgen Abend wieder zurück, aber sicher ist es nicht, da ich nicht weiß, wie lange ich dort aufgehalten werde. Schlaft wohl und gesund!“

Dann nahm er einen kleinen Handspiegel und Scheere, stuzte sich seinen Bart zurecht, und als er sicher war, daß Alle schliefen, nahm er das Sparkassenbüchlein und das Büchelchen, in welchem die Einnahmen und Ausgaben für die Waisen verzeichnet waren, prüfte Alles sorgfältig und seinem zufriedenen Blicke nach zu urtheilen, fand er Alles in bester Ordnung. Dann nahm er das Konsistorialschreiben zur Hand, las es sorgfältig durch und prägte sich besonders die Unterschrift genau ein, sie lautete: Prälat Schellenberg.

Inzwischen war es Mitternacht geworden; er zog seine besten Kleider an, steckte in die Brusttasche seines blauen Zom-
trockes die drei Dokumente, in die Hintertasche nahm er seine
Zefillin und seinen bescheidenen Mundvorrath, dann ergriff
er seinen berben Ziegenhainer, löschte das Licht aus, küßte zum
Abschied die Mesuso und ging geraden Weges über Mel-
fungen, Körte und Gurhagen nach Kassel, das er nach sieben-
stündigem Marsche Morgens um sieben Uhr erreichte.

Der aufmerksame Leser hat Bensew's Absicht wohl schon
errathen; er wollte direkt bei dem Konsistorial-Präsidenten
zu Gunsten seines so schwer gekränkten Freundes vorstellig
werden und für dessen Unschuld eintreten.

Bei einer befreundeten Familie zu Gurhagen hatte er
auf dem Wege sein Morgengebet verrichtet und Gott um seinen
Beistand für das gute Werk angerufen, das er zu vollbringen
im Begriffe war. Neu gestärkt setzte er seinen Weg fort, aber
als er durch die Straßen der kurfürstlichen Residenz schritt,
stellte sich ihm schon das erste Hinderniß entgegen: er wußte
die Wohnung des Prälaten Schellenberg nicht.

Wen er danach fragte, sah ihn groß an mit einem Blick,
der staunend fragte: Was hat ein simpler Dorfjude bei dem
höchsten kirchlichen Würdenträger des Landes zu suchen? Aus
Uebermuth und Unwissenheit erhielt er dreimal verkehrten Be-
scheid, bis sich ein Briefträger Bensew's annahm und ihm die
genaue Adresse des Prälaten Schellenberg angab.

Es war kurz vor acht Uhr Morgens, als er das rechte
Haus traf. Daß man hochgestellte Beamte nicht zu so früher
Morgenstunde und nicht in ihrer Privatwohnung, sondern in
ihrem Bureau aufsucht, daran hatte Bensew in seinem wackeren
Eifer nicht gedacht. Aus dem ersten Stock des Hauses, in

welchem der Prälat wohnte, schaute ein leutseliger Greis, mit einem schwarzen Käppchen auf dem weißen Lockenhaupt, heraus, eine kurze Pfeife rauchend; das war ohne Zweifel der Konsistorial-Präsident Herr Schellenberg.

Auf Bensew's Klingeln öffnete die Köchin die schwere mit Eisen beschlagene Hausthüre und als sie den Dorfjuden sieht, ist ihre erste Frage:

„Was habt Ihr zu verkaufen?“

„Zu verkaufen habe ich gar nichts, ich möchte nur fragen, ob ich den Herrn Konsistorial-Präsidenten nicht sprechen kann.“

„So früh ist der Herr nicht zu sprechen, zudem müssen Sie auf das Bureau gehen, das ist nicht hier, und wird erst um zehn Uhr geöffnet.“

Mit diesen Worten wurde die Thüre zugeschlagen und Bensew hatte den ersten Mißerfolg seiner Sendung zu verzeichnen. Er hätte gerne bis zehn Uhr gewartet, aber er hatte vergessen, das Mädchen nach der Adresse des Büreaus zu fragen. Bei dem schnippigen Benehmen des dienstbaren Geistes widerstrebte es ihm auch, nochmals zu klingeln und sich zu erkundigen.

Als er wenige Minuten unentschlossen vor dem Hause stand, öffnete sich die Thüre zum zweiten Male und die Köchin trat heraus mit den Worten:

„Kommt nur herein, der Herr will Euch sofort empfangen.“

Herr Prälat Schellenberg hatte nämlich von seinem Fenster aus die Unterredung mitangehört und war neugierig, was der feiertäglich gepuzte Jude in so früher Morgenstunde ihm zu sagen habe. Er ließ Bensew in das Wohnzimmer

führen, in dem die Familie des Prälaten gerade beim Frühstück saß.

„Was bringt Er eigentlich so früh am Morgen?“ fragte der Greis im geblühten Schlafrock in einer schroffen Weise, die mit der milden Weichheit der Züge des Fragers gar nicht in Einklang zu bringen war.

Bei dieser Frage war Bensew das pochende Herz vollständig in die Schuhe gefallen. In Malsfeld war es um acht Uhr im Hochsommer nicht mehr am frühen Morgen, und daß man etwas bringen müsse, wenn man vor so hohen Herren erscheint, daran hatte er auch nicht gedacht. In seinem edlen Eifer hatte er sich die Sache auf dem ganzen siebenstündigen Marsche so leicht und glatt vorgestellt, daß er sich nicht einmal eine passende Anrede einstudirt hatte. Er hätte sie jetzt so gut gebrauchen können, wo er verlegen an der Thüre stehend seinen Hut in der Hand nach allen Seiten hin- und herdrehte und nicht wußte, wie er sein Anliegen eigentlich vorbringen sollte.

Die Frau Prälatin und die anwesenden Töchter des Hauses belustigte allem Anschein nach die Verlegenheit des schlichten Landmannes, was diesen noch verwirrter machte. Da er aber füglich doch etwas sagen mußte, so brachte er endlich die Worte hervor:

„Ich komme in der Angelegenheit unseres hochwürdigen Herrn Pfarrers.“

Erstaunt blickte der Prälat den Sprecher an.

„Wie heißt Ihr denn?“

„Heinemann Bensew.“

„Das stimmt. Ihr seid also Hebräer, wie ich mir gleich dachte. Aus welchem Theil der Erde kommt Ihr denn, haben denn bei Euch die Israeliten auch Pfarrer?“

„Einen Pfarrer haben wir Israeliten nicht; aber der Pfarrer von Malsfeld ist uns allen ein guter Freund, und wir sind es ihm nicht weniger. Deshalb komme ich eben zu Eurer Eminenz.“

„Ah! Um den Pfarrer von Malsfeld handelt es sich und seine saubere Geschichte! Hätte mir doch eigentlich gleich denken können, daß er eine Anzahl Juden zu Complicen hat. Also der Pfarrer von Malsfeld schickt Euch zu mir?“

Nachdem die erste Verlegenheit überwunden war, hatte Bensew seine ruhige Ueberlegung und seine praktische Lebensklugheit wiedergefunden, er antwortete daher ganz freimüthig:

„Der Herr Pfarrer von Malsfeld schickt mich nicht; er weiß nicht einmal, daß ich hier bin und ich möchte auch nicht, daß er es jemals erfährt. Aber er hat mir gestern Abend im Vertrauen erzählt, welches harte Unrecht ihm von Seiten des Hochlöblichen Konsistoriums widerfahren ist. Das hat mich nicht ruhen lassen; ich bin die ganze Nacht hindurch gegangen, um den schwarzen Verdacht keine Minute länger als nöthig auf dem Charakter des edlen, selbstlosen Mannes ruhen zu lassen.“

Der vor wenigen Minuten noch so verlegene, schlichte Mann war plötzlich warm und beredt geworden. Er war Menschenkenner genug, um zu bemerken, daß seine Worte nicht ohne Eindruck geblieben waren, wenn der hochwürdige Herr auch noch immerhin in ganz gestrenger Weise fortfuhr:

„Aber wie kommt denn ein ganz unbekannter Hebräer dazu, die Amtshandlungen des Konsistoriums zu bekritteln? Wenn der Pfarrer von Malsfeld Ihn wirklich nicht geschickt hat, wer hat Ihm dann da überhaupt ein Recht gegeben, sich in unsere Sachen zu mischen? Wie kann Er sich überhaupt unter-

stehen, unsere Maßnahmen als schwarzen, grundlosen Verdacht auszugeben, sag' Er einmal, wie Er zu solcher Dreistigkeit kommt?"

„Verzeiht, hochwürdiger Herr, wohl weiß ich, daß es für einen unerfahrenen Dorfmann eine große Dreistigkeit ist, auch nur vor Eure Eminenz hinzutreten. Aber unser Herr Pfarrer hat mir bei früheren Anlässen schon so viel von Hochbero Herablassung und Leutseligkeit auch gegen den Niedrigsten erzählt, daß ich mir gesagt habe, es müsse einem so edlen Manne selber leid thun, einem im Dienste grau gewordenen Seelsorger ein Unrecht zuzufügen, wie dasjenige mit dem Konsistorial-Verweis da. Geschickt hat mich Niemand, aber getrieben hat mich mein Herz, das keinen Unterschied zwischen Juden und Christen kennt, das wie dasjenige der alten jüdischen Propheten für Moab und Edom, wie für die eigenen Stammesgenossen schlägt, das weiß, daß wie Maleachi sagt, Alle einen und denselben Vater haben, und daß uns Alle ein und derselbe Gott geschaffen hat und das sich daher wild auflehnt gegen jedes Unrecht, das an einem Bruder verübt wird, mag er nun Jude oder Christ sein.“

„Er ist ja ein Schriftgelehrter, wie?“

„Nein, der bin ich leider nicht; ich weiß nicht mehr, als ein einfacher Dorfjude meines Standes zu wissen pflegt, und das ist von einem Schriftgelehrten sehr weit entfernt.“

„Inwiefern ist Er denn an dem Handel mit dem Waisengut betheiliget?“

„Ein Handel mit dem Waisengut, verzeiht Hochwürdigster Herr, existirt gar nicht. Ich bin nicht daran betheiliget und der Herr Pfarrer ist an keinem Handel betheiliget, der nur einen leichten Schatten auf seine Ehrenhaftigkeit

werfen könnte. Wenn es erlaubt ist, will ich Alles erzählen, wie es in Wirklichkeit ist.“

Bis dahin hatte Bensow noch immer an der Thüre gestanden. Jetzt erst lud ihn der Herr Prälat ein Platz zu nehmen und ihm ohne Rückhalt Alles zu erzählen, was er auf dem Herzen habe.

Dankbar leistete der Aufgeforderte Folge und schilderte die Biederkeit seines Pfarrers im allgemeinen und die seltene, wahrhaft väterliche Fürsorge, die er besonders den drei verlassenen Waisen zugewendet habe, wie schwer ihn daher die ungerechte Verdächtigung traf, als welche er die Klüge seiner vorgesezten Behörde ansehen mußte.

Aufmerksam hörte ihm der greise Konsistorial-Präsident zu; das Lächeln der anwesenden Damen war längst einem ungekünstelten Erstaunen über das unerhörte Vorkommniß gewichen, daß ein durch die christliche Behörde angegriffener Pfarrer in einem fremden Dorfjuden einen so warmen Vertheidiger fand.

„Ich will schon glauben,“ bemerkte Herr Prälat Schellenberg, als Bensow geendigt hatte, „daß Er von der Unschuld seines Klienten überzeugt ist, aber ich bin es nicht. Es liegt uns eine Klage vom Vorstand des dortigen Waisenamts vor, die in allen Einzelheiten glaubwürdig erscheint, und wenn wir auf die Beschwerden der zuständigen Behörde nicht mehr hören, sondern unser Ohr einem gänzlich unbekanntem Gebräuer zuwenden wollten, wohin sollen wir dann kommen?“

Darauf erzählte Bensow, wie der Ankläger selber ein Interesse daran habe, den Pfarrer zu verleumben, und zog dabei zur Beglaubigung die beiden Dokumente aus der Tasche.

Sorgfältig prüfte der Konsistorial-Präsident länger als eine Viertelstunde alle Daten und Zahlen; aber plötzlich unterbrach er seine Prüfung.

„Sagte Er nicht, der Pfarrer habe Ihn nicht geschickt und wisse überhaupt nichts von dieser Verwendung?“

„Allerdings sagte ich das und wiederhole es hiermit.“

„Aber zu was hat denn der Pfarrer Ihn diese Beweise mitgegeben?“

Bensow erzählte, wie er diese Schriften unter dem Vorwande, sie prüfen zu wollen, sich von ihrem Besitzer aushändigen ließ, und daß er sie gewiß nie erhalten hätte, wenn der Pfarrer auch nur eine Ahnung von dem Schritte gehabt hätte, den er zur Rechtfertigung des fälschlich Verdächtigten unternommen habe.

In sichtlicher Erregung ging darauf der greise Prälat mehrere Male in seinem Zimmer auf und ab und blieb dann plötzlich vor Bensow stehen. Er legte die Hand auf seine Schulter und sagte mit einer Innigkeit, die zu dem bisherigen Auftreten in vollendetem Gegensatz stand:

„Bensow, Er ist ein Ehrenmann, Respekt vor Ihm! Ich werde noch heute Morgen in meinem Sekretariate die Akten durchgehen und Seine Angaben damit vergleichen. Wenn sich, wie ich hoffe, Alles so herausstellt, wird noch heute ein Schreiben nach Malsfeld gehen, das die Rüge zurücknimmt und dem Herrn Pfarrer Genugthuung für die ihm widerfahrene Unbill gewähren wird. Ist Er damit zufrieden?“

„Ich danke Euch, Hochwürdiger Herr, das ist es, was ich von Eurem biederem Rechtlichkeitsinn erwartet habe; ich bin mehr als zufrieden.“

Bei diesen Worten drängte sich eine große Freudenthräne aus den blauen Augen des ungewöhnlichen Bittstellers. Er erhob sich, um zu gehen.

„Noch einen Augenblick, Heinemann Bensew. Er ist jetzt zufrieden, sagt Er; aber ich bin es noch nicht. Was kann ich Ihm zu Dank dafür thun, daß Er uns auf unseren Irrthum in so überzeugender Weise aufmerksam gemacht, und obwohl Er doch ein Jude ist, so wacker für einen christlichen Amtsbruder eingetreten ist?“

„Ich bin wirklich belohnt durch das Glück, das mit der Zurücknahme des Verweises in das Pfarrhaus zu Malsfeld einziehen wird. Aber wenn ich mir doch eine Gnade erbitten darf, so ist es die Bitte, daß unser Pfarrer niemals erfahren möge, daß er durch meine Vermittelung wieder zu seinem Rechte gelangt ist.“

„Warum will Er das?“

„Weil ich unserem Herrn Pfarrer erstens sein Glück so vollständig wie möglich gönne; denn ich denke mir, daß es für ihn doch etwas Niederdrückendes hat, wenn die Fürsprache eines armen fremden Juden von größerem Gewichte ist, als die makellose vierzigjährige Amtsführung eines so edlen Geistlichen. Ferner würde es mich bedrücken, wenn sich unser Herr Pfarrer mir zum Danke verpflichtet glaubt, für einen Schritt, der mir durch Euer Hochwürden Wohlwollen doch so leicht geworden ist. Dann ist es aber auch noch eine andere Ueberlegung, die mich diese Bitte stellen läßt. Wenn je der Löwenwirth Holzmann es erfährt, daß ich, ein einfacher Dorfjude es war, der seine schwarzen Pläne durchkreuzt hat, so wird er mir und meinen Glaubensgenossen einen unauslöschlichen Haß nachtragen. Deshalb bitte ich um die Gnade, daß

das Ganze auch für den Verleumder ohne unangenehme Folgen bleibe; er ist schon genug bestraft, wenn er sieht, daß seine Machenschaften an dem Gerechtigkeitsfinn Eurer Hochwürden ohne Wirkung abprallen.“

„Er ist ein guter und kluger Mann und ich verspreche Ihm, daß ich Seinen Wunsch respektiren werde. Aber ich bleibe in Seiner Schuld, vielleicht ist es mir doch noch einmal vergönnt, mich für Seine wackere That erkenntlich zu zeigen; und nun eile Er nach Malsfeld und bringe Er Seinem Schützling die Freudenbotschaft!“

„Nach Hause gehen werde ich, aber die Freudenbotschaft zu bringen, muß ich dem Schreiben Eurer Hochwürden überlassen. Von mir wird unser Herr Pfarrer niemals erfahren, daß ich heute in Kassel war. Dagegen hoffe ich, daß er mir die Freudenbotschaft bald bringen wird und dafür sage ich Eurer Hochwürden schon heute meinen Dank.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich Bensew.

Ehrerbietig erhoben sich die Damen des Hauses beim Abschied. Der Herr Prälat gab dem fremden Juden sogar das Geleit bis an die Treppe und drückte ihm dort warm die Hand, mit dem Wunsche einer glücklichen Heimkehr.

III.

Als Bensew die schwere Hausthüre des Prälaten Schellenberg geschlossen hatte, sandte er einen dankerfüllten Blick zum Himmel empor, daß ihm das gute Werk so rasch und vollkommen gelungen war. Er hätte nun heimkehren können, denn er hatte in Wirklichkeit sonst nichts in Kassel zu thun. Es war jetzt kaum 9 Uhr vorüber; um 4 Uhr Nach-

mittags hätte er wieder zu Hause sein können. Was ihn noch in Kassel zurückhielt, war seine unbeugsame Wahrhaftigkeit, die sich nie ein Wort der Unwahrheit verziehen hätte. Er hatte zu Hause den Seinen gesagt, daß er auf dem Vorsteheramte zu thun habe; das Wort mußte er einlösen.

Als Gemeindeältester der Synagogengemeinde seines Ortes stand er in lebhaftem Verkehr mit dem Vorsteheramte der Israeliten, als seiner vorgesetzten Behörde. Er hatte schon seit einigen Wochen die Absicht, bei dem Vorsteheramte Schritte wegen Besserstellung des Lehrers, Cantors und Schächters zu thun, der seit ca. sechs Monaten zur vollen Zufriedenheit der ganzen Gemeinde seines Amtes waltete. Auch den seit Jahresfrist amtierenden Landrabbiner hätte er gerne kennen gelernt und gewünscht, daß derselbe einmal zur Inspektion der Schule und Abhaltung eines Vortrages nach Malsfeld komme. Zu diesem Zwecke wollte er sich aber erst gerne vergewissern, welcher religiösen Richtung derselbe angehöre. Denn wenn er dem Abfall von der Religion der Väter huldigen sollte, der damals als „Reform des Judenthums“ vielfach verkündet wurde, verzichtete er gerne auf den Besuch eines solchen Apostels dieser Moderreligion.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken ging er in der Richtung nach dem Bureau des Vorsteheramtes der Israeliten.

Auf dem Corridor bedeutete ihm der Bedell, daß der Herr Landrabbiner gerade beim Sekretär des Vorsteheramtes sei. Er führte ihn in das Vorzimmer und sagte ihm, er möge da warten, bis der Herr Landrabbiner fortgehe und dann solle er nur zum Sekretär, Herrn Dr. Pinhas, in dessen Bureau hineingehen.

Die Büreauthüre war wegen der großen Hitze halb ge-

öffnet. Bensew muß im Vorzimmer also jedes Wort hören, das drinnen gesprochen wurde, und durfte annehmen, daß es jedenfalls keine Geheimnisse seien, die da bei offenen Thüren verhandelt wurden. Die Herren saßen hinter der Thüre, so daß Bensew weder sie sehen konnte, noch von ihnen gesehen wurde.

Die schlaflose Nacht, der ermüdende Marsch, die Aufregung des Morgens, machten ihr Recht geltend und Bensew hatte sich kaum niedergelegt, als ihm die Augenlieder zufallen wollten.

Da wurde die Unterhaltung der beiden Herren etwas erregter und lauter, so daß sie unwillkürlich Bensew's Aufmerksamkeit fesselten. Die Stimme des Herrn Dr. Pinhas war Bensew wohlbekannt, und da er wußte, daß die andere Stimme die des Herrn Landrabbiners war, so konnte er sich leicht in die Situation finden.

Eben sagte die fremde Stimme:

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich ganz auf Ihrem Standpunkte stehe, ja, daß ich vielleicht eine noch viel radikalere Reform wünsche, als Sie selbst. Aber eben deshalb halte ich eine Synagogenordnung, wie sie Ihnen vorschwebt, für einen chronologischen Fehler. Ja, für die Residenz schon; da erfreut sich das Gros der Gemeinde bereits der nöthigen Bildung und Aufklärung, aber in den Landgemeinden!? Wissen Sie, daß wir mit einer solchen Synagogenordnung bei den Landjuden eine richtige Revolution zu gewärtigen haben? Lassen Sie noch einige wenige Jahre in's Land gehen, bis ich mich selbst bei den Landleuten eingeführt habe und so die Möglichkeit vorhanden ist, sie für den Fortschritt zu gewinnen! Das ist meine unmaßgebliche Meinung.“

„Als Vorsizender des Landrabbinats,“ erwiderte die Stimme des Herrn Dr. Pinhas, „haben Sie eine sehr maßgebliche Meinung. Das schließt aber nicht aus, daß sie auch einmal irrig sein kann, und das ist sie in dem vorliegenden Falle ganz gewiß, was bei der kurzen Zeit Ihrer Amtsthätigkeit nur zu begreiflich ist. Sie kennen hier Land und Leute noch nicht genug und dürfen sich darüber wohl von einem Manne, der wie ich, darin alt und grau geworden ist, eines Besseren belehren lassen. Die Sache liegt gerade umgekehrt. Für unsere Kasseler brauchten wir keine neue Synagogenordnung, da liegt die Bildung und Aufklärung in der Luft und die Elite der Gemeinde hat mit dem alten Plunder schon längst gründlich aufgeräumt, ohne auf die landrabbinerliche Sanktion erst zu warten. Orgel, gemischter Chor, Streichung der alten Gebete und Einführung von Gebetsstücken in deutscher Sprache, das ist hier nur eine Frage der Zeit. Es bedarf nur eines Vorstandesbeschlusses und keines Hindernisses seitens des Landrabbinates; dann wollen wir hier schon unsere Schäfchen in's Trockene bringen. Ganz anders liegt aber die Sache bei den beschränkten, fanatischen Landjuden.“

Der Herr Landrabbiner wollte hier seinen Partner unterbrechen, dieser ließ sich jedoch nicht irre machen.

„Lassen Sie mich nur zu Ende reden, Sie werden ja dann sofort das Wort haben und wir haben Zeit genug, die Tage sind ja jetzt sehr lang. — Was unsere Landjuden betrifft, so beurtheilen Sie diese ganz falsch. Die und Revolution? Da können Sie ruhig sein, verehrter Herr Landrabbiner, die sind nicht aus dem Holz geschnitten, aus dem man Revolutionäre und Barikadenstürmer macht. Wenn heute unsere neue Synagogenordnung erst die landrabbinerliche und landesherrliche

Genehmigung hat, dann kräht kein Hahn danach. Sie ducken sich Alle, nicht einmal in der Tasche werden sie eine Faust machen. Und wenn gegen alles Erwarten sich ein verschrobener Zelot dagegen erheben sollte, so werde ich dafür haften, daß er wegen Störung des Gottesdienstes mit strengem Gefängniß bestraft wird, das wird Alle abschrecken. Aber die Initiative müssen wir ergreifen, den ersten Schritt müssen wir thun. Wollen wir aber die Sache auf die lange Bank schieben, dann wird die egyptische Finsterniß in Permanenz erklärt, unter der unsere gesammte Landjudenschaft mehr und mehr verdummt. Wie lange wollen Sie warten, auf was wollen Sie warten? Es wird in zehn Jahren Alles genau so sein, wie es heute ist und wie es vor zehn Jahren war. Jeder Tag ist ein unersehlicher Verlust und deshalb meine ich, wir sollten sofort an die Arbeit gehen."

Die scharfe Abtanzelung hatte ihren Eindruck auf den Landrabbiner nicht verfehlt. Bensew hörte es dem kleingelauten Tone an, mit dem er entgegnete:

"Ich füge mich ja gerne Ihrer längeren Erfahrung und gründlicheren Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse. Aber einmal zugegeben, wir werden mit dem Lande fertig, wir werden ja im Landrabbinat niemals die Zustimmung zu diesen weitgehenden Reformen erlangen."

"Im Landrabbinat werden die Geister schon aufeinanderplagen, aber wenn Sie als Vorsizender entschieden zur Sache der Reform stehen, dann ist mir nicht bange. Ich habe das bereits sorgfältig erwogen, wir werden die Synagogenordnung im Landrabbinat mit einer Stimme Majorität durchbringen."

"Wie können Sie an meiner entschiedenen Stellung

nahme auch nur zweifeln, Herr Doktor? Aber wenn die ansehnliche Minorität gegen diese Majorisirung Protest erhebt, das Land aufwiegelt und selbst bei der Regierung unsere Bestrebungen durchkreuzt?"

"Ihre Kollegen, die hier in Betracht kommen, sind ehrliche, einfältige Leute; von ihnen lasse ich mir ihr Ehrenwort geben, daß sie über unsere Verhandlungen kein Wort außerhalb des Sitzungsssaales verlieren, und dann bin ich ihrer sicher. Daß vom Land nichts zu fürchten ist, habe ich Ihnen bereits auseinandergesetzt. Und die Regierung? Ich bin jetzt fast zwanzig Jahre Sekretär des Vorsteheramtes, es wäre das erste Mal, daß sie einem unserer Beschlüsse die Genehmigung versagte. Sie hat keine Ahnung von den Gegensätzen und Kämpfen der heutigen Judenheit. Se. Excellenz Minister Hassenpflug hält uns Alle für stockorthodox. Hätte er einen Schimmer von unserer wirklichen Gesinnung und religiösen Richtung, dann wäre es allerdings schlimm. Aber das ist vollständig ausgeschlossen. Also schlagen Sie ein, Herr Landrabbiner, und machen Sie sich an den Entwurf einer neuen Synagogenordnung, wie wir sie brauchen!"

Darauf hörte Bensew einen Handschlag und eine Bewegung der Stühle, die den Schluß der Besprechung ankündigte.

Seine Müdigkeit war geschwunden, das, was er als unwillkürlicher Zeuge hier gehört hatte, war vollständig geeignet, sie zu verschrecken. Er glaubte mit Recht, daß die Herren nicht sehr erbaut sein würden, wenn sie wüßten, daß er ihre Besprechung mit angehört habe. Flugs öffnete er die Vorzimmerthüre und verließ das Haus, bevor einer der Herren etwas von seiner Anwesenheit bemerkt hatte.

IV.

Obwohl Bensew sich keines Unrechts bewußt war, drückte es ihn doch, daß er die Unterredung der beiden Männer angehört hatte, ohne ihnen seine Anwesenheit mitzutheilen. Aber er war auf den Platz angewiesen worden, an dem er jedes Wort hören mußte, ohne selber gesehen zu werden; er hätte nicht in's Bureau hineingehen dürfen, ohne sich einer Aufdringlichkeit schuldig zu machen. Aber wie dem auch sei, ganz geheuer war ihm bei alledem nicht zu Muthe. Er nahm sich vor, für's Erste keiner Seele ein Wort von dem zu sagen, was er gehört, als höchstens seinem väterlichen Freund und Rathgeber, Rabbiner Weglar in Gudensberg, der auch Mitglied des Landrabbinats, und zwar einer von den „Einfältigen“ war, welchen ihre Einfalt verbietet, ihr Ehrenwort zu brechen.

Von Malsfeld nach Gudensberg sind drei starke Wegstunden, die Bensew oft zurücklegte, um seinen Rabbiner zu besuchen. Einen Augenblick trug er sich mit dem Gedanken, ob er nicht direkt von Kassel nach Gudensberg gehen solle. Aber es zog ihn doch nach Hause, wo er wußte, daß ihn der Pfarrer sehnsüchtig erwartete und so trat er sofort um die Mittagszeit den Rückweg an, obwohl die Sonne hoch am Himmel stand und heiß herniederbrannte.

Was er heute Alles erlebt und erfahren, beschäftigte ihn so unausgesetzt, daß er weder Müdigkeit, noch Hunger und Durst verspürte, bis er gegen Abend nach Hause kam.

Ermattet von dem vierzehnstündigen Marsche und der seelischen Erregung legte er sich zur Ruhe nieder und suchte erst am anderen Morgen das Pfarrhaus auf.

Die Niedergeschlagenheit und Bestürzung war daselbst noch größer als vorher. Der Herr Pfarrer konnte die trübe Seelenstimmung nicht soweit beherrschen, daß sie der Frau Pfarrerin und der ganzen Familie entgangen wäre. Er theilte ihnen sein Unglück mit, wodurch dasselbe nur noch vergrößert wurde. Alle gingen mit verweinten Augen umher und mußten so zu ihren eigenen Verräthern werden, wenn Jemand aus dem Dorfe in's Pfarrhaus kam.

Als Bensow daselbst eintrat, wurde er von der ganzen Familie wie ein rettender Engel begrüßt; sie hatten endlich Jemanden, dem sie ihr gepreßtes Herz ausschütten konnten.

In der That gelang es dem Freunde nach wenigen Minuten, durch seine herzliche Theilnahme und seine zuversichtliche Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren, den Schmerz der Gedrückten zurückzudrängen.

„Hat es seit meinem jüngsten Besuche in der Sache etwas Neues gegeben?“ fragte Bensow.

„Ja und nein,“ erwiderte der Pfarrer. „Die Sache selbst steht noch so, wie sie gestanden hat, aber sie hat sich insofern verschlimmert, als ich aus den Blicken einiger Bauern, welchen ich begegnet, schließen mußte, daß sie die ganze Geschichte bereits wissen.“

„Glaubt doch das nicht,“ erwiderte Bensow; „wenn das wahr wäre, müßte ich früher etwas davon gemerkt haben und ich habe aufmerksam danach gesucht. Wenn man mit so sorgenvollem Blick in die Welt hineinschaut, wie Sie es jetzt thun, dann erblickt man überall Feinde und Gespenster. Die unstätte Sorge und Unruhe sind schlechte Berather, die müssen Sie sich nun einmal vom Leibe halten, sonst verrathen Sie sich selber.“

„Haben Sie ihren Brief schon aufgesetzt, den Sie an's Konsistorium richten wollen?“

„Der ist fertig; ich brauche nur noch die Daten und Zahlen aus den Büchern, die Ihr mitgenommen habt, nachzutragen.“

Bensow nahm die drei Dokumente aus der Brusttasche, legte sie auf den Tisch und nun vertieften sich die Freunde in die Durchsicht der Vertheidigungsschrift, die der Pfarrer mit großer Weilläufigkeit ausgearbeitet hatte.

In diesem Augenblick reichte der Postbote einen Brief durch's offene Fenster herein.

Der Pfarrer erbleichte, als er nur die Adresse las; es war ein zweites Schreiben des Konsistoriums.

Bensow hatte alle Mühe, seine Freude zu unterdrücken und kleidete sie zur besseren Maskirung in den Ton des Vorwurfs.

„Verzeihen Sie, aber ich muß mich wirklich wundern, wie ein Mann, der das Gotteswort verkündet, seine Gemeinde so oft zum Vertrauen auf Gott ermahnt, wie ein solcher alles Vertrauen verloren zu haben scheint, gerade in dem Augenblick, wo er es am nöthigsten braucht. Jedes Unglück verliert viel von seinem Stachel, sobald man es in seinem ganzen Umfange kennt und erscheint größer, so lange man über seine Bedeutung noch im Zweifel ist. Deffnet doch den Brief, der Untergang der Welt wird darin sicher nicht verkündet sein.“

„Ihr habt Recht, Bensow, wir wollen also zusehen, was die Herren in Kassel neuerdings wollen; unglücklicher, als ich bereits bin, können sie mich wahrlich nicht machen, auch wenn der Prozeß gegen mich eingeleitet wird; vor dem Richter will ich mich schon verantworten.“

Mit diesen Worten öffnete er zitternd das Schreiben; aber kaum hatte er zu lesen begonnen, so sprang er vom Stuhle auf, trat mit dem Brief an's Fenster, als brauche er mehr Licht, um sich zu überzeugen, daß das Alles auch wirklich so dasteht. Er liest und liest mit angehaltenem Athem, da brechen ihm plötzlich die Thränen aus den treuen Augen und er weint wie ein kleines Kind.

Bensew war Menschenkenner genug, auch wenn er weniger eingeweiht gewesen wäre, um zu wissen, daß es Freudenthränen waren, die sein Freund weinte.

„Bensew, lest selber, aber lest es laut vor, damit ich selber daran glaube, — — sie nehmen Alles zurück, sie hätten mir Unrecht gethan und ich hätte in Wirklichkeit Lob und Anerkennung und nicht Rüge und Tadel verdient, — sie bitten mich um Entschuldigung für das Vorgefallene! — — Bensew lest!“

„Ich habe Ihnen ja schon früher gesagt, daß mir die Kaffeler Kanzleischrift zu gelehrt und schnörkelhaft ist, aber wenn Sie's sagen, wird's schon wahr sein, da bedarf's meiner Bestätigung nicht. Daß es bei dem Verweis nicht bleiben kann, habe ich ja vom ersten Augenblick an gesagt, aber daß die Herren sich so rasch eines Besseren besonnen haben, hätte ich selber nicht gedacht. Schreiben sie nichts davon, wie sie zur Einsicht ihres Irrthums gekommen sind?“

„Sie seien in Folge nachträglicher Erkundigungen eines Besseren belehrt worden, das ist Alles; wie kann das zugegangen sein?“

„Herr Pfarrer, ich wünsche Ihnen und mir keine größere Sorge, als die Beantwortung dieser Frage. Das wird sich mit der Zeit gewiß aufklären, aber wollen Sie nicht der Frau Pfarrer und Ihren Töchtern die Freudenbotschaft mittheilen?“

„Himmel, was bin ich für ein vergeßlicher Mensch, Käthe, Guste, Grethe!“

Nun kamen sie Alle herein, um die Kunde von dem erfreulichen raschen Wechsel ihres Schicksals selber zu erfahren.

Bensow benützte den Ausbruch ihrer lauten Freude, um sich der Thüre zu nähern und unvermerkt durch dieselbe zu entschlüpfen. Das Bewußtsein, die Verzweiflung einer braven, befreundeten Familie in hellen Jubel umgewandelt zu haben, strahlte in verklärter Freude aus den Augen des wackeren, selbstlosen Freundes. Er war damit so reichlich belohnt, daß er seiner eigenen Familie nichts von dem Vorgefallenen erzählte, sondern sofort in sein Magazin eilte, um Ziegen- und Kalbfelle zu sortiren und zu verpacken. Er war aber kaum eine halbe Stunde fort, als der Pfarrer ihm nachkam, um ihn durchaus zurückzuholen.

„Warum schleicht Ihr Euch denn so heimlich aus dem Hause? Ihr waret der theilnehmende Genosse in den Stunden des Leids, Ihr müßt jetzt auch die Freude mit mir theilen. Wir trinken eine von dem halben Duzend Flaschen Rüdesheimer zusammen, die mir mein Sohn zu meinem jüngsten Geburtstag geschickt hat. Da giebt's keine Widerrede und ich wäre ernstlich böse, wenn Ihr meine Einladung ausschlagt; also kommt, Bensow!“

„Herr Pfarrer, Sie dürfen meine Freundschaft und Hochachtung für Sie und Ihr Haus nicht nach dem Weine beurtheilen, den ich bei Ihnen trinke oder nicht trinke. In Ihrer Freude haben Sie ganz vergessen, daß ich ja Ihren Wein nach unserm Gesetz gar nicht trinken darf; Sie wollen mich doch gewiß nicht verleiten, mein Religionsgesetz zu übertreten?“

Der Pfarrer schlug sich mit der flachen Hand ärgerlich auf die Stirn.

„Ich habe ja daran gar nicht gedacht; aber es ist doch schade, daß wir Beide nicht einmal ein Glas Wein zusammen trinken können! Es wäre doch schön, wenn ich's noch erlebte, daß diese Scheidewand fiele, die uns Christen von Euch Juden so unliebsam trennt.“

„Der Vater im Himmel, der Vater der Juden und Christen, soll Sie noch ungezählte Jahre in ungetrübter Frische Ihrer Familie und Ihrer Gemeinde erhalten, aber das werden Sie nicht erleben, auch wenn Sie das Alter von Methusalem erreichen. Ich sehe zudem gar nichts von der Scheidewand, von welcher Sie da sprechen. Wir haben so unendlich viel Gemeinsames, das uns in Treu und Freundschaft verbindet, daß das bißchen Essen und Trinken, in dem wir uns unterscheiden, ganz dagegen verschwindet. Man müßte dem Essen und Trinken eine viel höhere Bedeutung beilegen, als es in Ihren und meinen Augen in Wirklichkeit hat, um mit irgend einem Schein von Recht deshalb von einer Scheidewand zu sprechen. Ich kann mir z. B. nicht denken, daß die Gemeinschaft der Interessen und die innige Freundschaft zweier Christen oder zweier Juden davon berührt würde, wenn der eine ein leidenschaftlicher Verehrer von Butter, Käse, Fischen und dergleichen wäre, während der andere diese Speisen nie über die Lippen bringt. Unser Herr Rabbiner hat mir einmal erzählt, daß die alten Römer für „Essen“ und für „Sein“ ein und dasselbe Wort hätten. Wem Essen — Leben, und wem Leben — Essen bedeutet, der mag wohl in der Verschiedenheit von Speise und Trank eine Scheidewand erblicken, aber dazu zählen wir Beide doch nicht. Am wenigstens könnten wir jetzt von einer Scheide-

wand sprechen, wo Sie mich doch eines Vertrauens gewürdigt haben, wie man es nur einem erprobten Freunde entgegenbringt und wo ich geradeso Ihnen gegenüber gehandelt hätte, wenn ich in derselben Lage gewesen wäre.“

Als Bensen geendigt, betrachtete ihn der Pfarrer einige Minuten lang stillschweigend, dann sprach er tief bewegt:

„Wäret Ihr nicht ein so treuer Freund, wie Ihr es mir seid, so müßte ich mich schämen, mir solche Wahrheiten von einem Manne sagen zu lassen, der da vor mir steht und Kalbsfelle fortirt, während ich, der gebildete, studirte Mann, ihn zu einer Uebertretung der Gesetze verleiten wollte, aus welchen seine Ueberlegenheit und Weisheit fließt. Nein, Bensen, ich will Euch ganz gewiß nicht von Eurem Gesetz abbringen oder es Euch erschweren und verleiden, ich sage Euch im Gegentheil mit den Worten der Bibel: „Hütet's und erfüllt's, denn das ist Eure Weisheit und Einsicht in den Augen aller Völker, die, wenn sie erst diese Gesetze verstehen werden, sagen müssen, es giebt nur ein weises, einsichtiges Volk, das ist diese große Nation.“ (5. B. M., Cap. 4, V. 6.)

„Nun, Herr Pfarrer, schließt das Alles nicht aus, daß wir doch ein Glas Wein zusammen trinken können, aber hier bei mir! Rüdesheimer habe ich zwar nicht, sondern nur guten Landwein, von dem ich jeden Sabbat ein Glas zu jeder Mahlzeit trinke. Ich würde Euch herzlich gerne zu einer gemeinsamen Flasche einladen, aber ein Bedenken hält mich zurück.“

„Und das wäre?“ fragte lächelnd der Pfarrer.

„Meine Frau und meine Kinder wissen von den jüngsten Vorgängen kein Wort; wenn wir die glückliche Wendung der Dinge bei mir durch eine Flasche Wein feiern wollten, so

müßte ich nachher Rede und Antwort stehen über die Veranlassung zu einer solchen ungewöhnlichen Feierlichkeit."

"Ja, warum wollt Ihr's denn eigentlich Eurer Familie verheimlichen, was uns so glücklich macht? Daß Ihr vorher nicht darüber sprechen wolltet, finde ich bei Eurem zart sinnigen Takte begreiflich und danke Euch herzlich dafür, aber jetzt könnten wir's doch öffentlich vor der Kirche Jedem erzählen."

"Wenn Ihr es gestattet, mache ich meiner Familie recht gerne die Mittheilung, aber ohne Eure Erlaubniß durfte ich nicht darüber mit einem Dritten sprechen. Nach den Vorschriften des Talmud ist es uns untersagt, eine Mittheilung, die Einer dem Andern unter vier Augen macht, einem Dritten mitzutheilen, ohne spezielle Erlaubniß des Betreffenden."

"Ihr habt wunderbare Gesetze, je mehr ich davon höre, desto mehr ahne ich den göttlichen Ursprung, dem sie entfließen. Aber ich werde es selbst Eurer Frau mittheilen, kommt nur mit in Eure Wohnstube."

Bensow folgte der herzlichen Aufforderung und in kurzer Zeit war auch die Flasche Wein aus dem Keller geholt, durch deren Leerung die merkwürdige Begebenheit ihren äußeren Abschluß erhielt.

V.

Fast zwei Jahre waren seit den in den vorigen Kapiteln geschilderten Vorgängen dahingegangen.

Der Herr Pfarrer hatte wiederholt persönlich bei dem Konsistorium in Kassel vorgesprochen, um seinen Dank mündlich auszusprechen, aber auch um zu erfragen, wieso sein Geschick eine so rasche, erfreuliche Wendung genommen habe. Er

konnte darüber nichts erfahren. Herr Prälat Schellenberg hatte Wort gehalten. Leutseliger als je zuvor verkehrte der Konsistorialrath mit dem fälschlich verdächtigten Dorfpfarrer, und er erkundigte sich eingehender als sonst über alle Verhältnisse seiner Gemeinde. Auch ob es in Malsfeld Juden gäbe und wie dieselben mit der christlichen Bevölkerung lebten und verkehrten.

Der Gefragte war ganz glücklich, nur Gutes darüber berichten zu können und benützte diesen Anlaß, das Lob des Gemeindeältesten Bensew verkünden zu können.

In sein Dorf zurückgekehrt, erzählte der Pfarrer seinem jüdischen Freunde, daß in der Unterhaltung mit dem Präsidenten des Konsistoriums auch von ihm die Rede gewesen wäre.

Bensew hatte seine stille Freude daran, daß sein Edelsinn dem Freunde ein Geheimniß geblieben war. Er hätte das Geheimniß mit in's Grab genommen, wenn nicht in den nächsten Tagen etwas eingetreten wäre, das Bensew selber veranlaßte, es preis zu geben.

Ein Geschäftsgang führte ihn ganz in die Nähe von Gudensberg und eine solche Gelegenheit ließ Bensew nicht vorübergehen, ohne seinen verehrten Lehrer und Berather, Herrn Rabbiner Wehlar, zu besuchen.

Eine gewisse Scheu, über sein verdienstliches Thun selber viel Worte zu machen, hatte ihn zurückgehalten, dem Rabbiner von dem Freundschaftsdienst zu erzählen, den er dem Pfarrer geleistet hatte. Auch über das, was er seiner Zeit im Bureau des Vorsteheramtes der Israeliten unfreiwilliger Weise gehört hatte, war ihm aus Rücksichten der Diskretion niemals ein Wort über die Lippen gekommen. Jetzt lag die Sache schon so

weit zurück, daß er sie gewiß nicht mehr zur Sprache gebracht hätte, wenn nicht Folgendes eingetreten wäre:

Er traf den Rabbiner in einer seelischen Aufregung, wie er sie noch niemals bei ihm gefunden hatte, die sich aber jetzt in Stimme, Haltung und in jeder Bewegung so auffallend bemerklich machte, daß Bensew nach der ersten Begrüßung sofort den Rabbiner darüber befragte.

„Ist Euch irgend etwas passirt, Ihr seht so aufgereggt aus, daß Ihr mir wohl die Frage verzeiht. Ist in der Familie und in der Gemeinde Alles wohl?“

„Alles wohl! Es fehlt mir gewiß auch weiter nichts, als ein wenig Ruhe. Wenn Ihr zwei Stunden früher gekommen, hättet Ihr mich nicht zu Hause getroffen; ich komme gerade von Kassel zurück und die Reise hat mich wohl ein wenig angestrengt.“

Als Bensew von Kassel hörte, wurde er aufmerksam.

„Es war gewiß eine Sitzung des Landrabbinats. Da kann bei dem Kurs, der dort herrscht, schon Manches vorkommen, was einen Rabbiner Eures Schlages nicht gerade angenehm aufregt. Was geht denn da wieder vor?“

„Es gehen Dinge vor, die nicht nur einen Rabbiner, sondern auch den lezten gewissenhaften Juden im lezten heffischen Dorfe beunruhigen können.“

„Und das wäre?“

„Das Schlimmste dabei ist, daß ich es weder Euch, noch einem Anderen sagen kann, denn wir haben uns gegenseitig das Ehrenwort gegeben, daß nichts davon über unsere Lippen kommen darf, bis das Unglück geschehen ist.“

„Das Unglück, welches Unglück?“

„Ja, das darf ich eben nicht sagen und das drückt mich am meisten, daß ich mich durch dieses Versprechen selber zum Schweigen verurtheilt habe. Wir gehen einer schweren Zeit entgegen, Bensew, das ist Alles, was ich sagen kann.“

Einen Augenblick schwiegen die beiden Männer. Bensew fühlte, daß jetzt die Stunde zum Sprechen für ihn gekommen war. Er blickte in die umflorten Augen des treuen Führers und sprach:

„Ob Ihr durch Euer Versprechen gebunden seid, und ob man dasselbe nicht wie jedes andere Nedar (Gelübde) lösen kann, vielleicht lösen muß, darüber steht mir keine Meinung zu, das wisset Ihr besser, als ich. Aber nehmen wir einmal an, es gäbe kein Mittel auf der Welt, Euch von Eurem Wort zu entbinden, Ihr dürftet nicht sprechen, ich darf es doch jedenfalls. Ich will Euch sagen, was Euch drückt, was sich in Kassel zugetragen hat, Ihr braucht meine Worte durch kein Wort zu bestätigen, sondern mir nur zu sagen, daß ich mich geirrt habe — —“

„Bensew, Bensew,“ sprach der Rabbiner, indem er warnend den Zeigefinger seiner rechten Hand erhob, „laßt das. Wollt Ihr mir entlocken, was ich nicht sagen darf? Das werdet Ihr nicht fertig bringen und Ihr könnt es nicht wissen, wenn Ihr auch jetzt von Kassel und nicht von Malsfeld kämet. Also lassen wir das.“

„Verzeiht, Meister und Lehrer, wenn ich Euch zum ersten Male in meinem Leben zu widersprechen wage. Wir wollen den Gegenstand nicht liegen lassen, aber Ihr sollt nicht sprechen; ich will sprechen; ich will Euch Alles sagen. — Herr Dr. Pinhas und der neue Landrabbiner haben dem Landrabbinat eine neue Synagogenordnung vorgelegt, welche

eine Zerstörung des von unseren Vätern uns überkommenen Heiligthums bedeutet. Dieser Angriff auf unser Allerheiligstes hat bei Euch und bei Euren Gesinnungsgenossen im Landrabbinate selbstverständlich die schärfste Gegnerschaft gefunden. Aber schließlich ist das Machwerk doch mit einer einzigen Stimme Majorität angenommen worden. Jetzt soll das Ganze die landesherrliche Genehmigung erhalten, und damit den Machern keiner einen Strich durch die Rechnung macht, hat man Allen das Ehrentwort abgenommen, hat — — —“

Erschrocken sprang Rabbiner Wehlar von seinem Sige auf. — —

„Seid Ihr ein Nowi? (Prophet) — ein Baal Schem? (ein Kenner der an den Gottesnamen geknüpften Geheimnisse) — steht Ihr mit dem Himmel oder mit den Schedim (Dämonen) in Verbindung? Sagtet Ihr nicht, Ihr kämet von Malsfeld? Wer hat Euch enthüllt, was vor fünf Stunden in Kassel gesprochen wurde?“

„Beruhigt Euch, Lehrer und Meister, ich bin nichts, als der schlichte Landmann, wie Ihr ihn seit vielen Jahren kennt. Aber Gottes Gnade hat mich vielleicht würdig befunden, in seiner starken Hand das schwache Werkzeug zu sein, womit er die Pläne der Listigen bereitet.“

Nun erzählte er dem an seinen Lippen hängenden Lehrer die Geschichte mit dem Pfarrer, wie sie ihn vor zwei Jahren nach Kassel führte und wie er damals Zeuge der Unterredung war, die nun ihre Früchte gezeitigt hatte.

„Und das Alles tragt Ihr fast zwei Jahre mit Euch herum, ohne mir ein Sterbenswörtchen davon zu sagen? Hättet Ihr mir durch einen Wink nur das, was Ihr gehört

habt, angedeutet, so hätte ich, durch Euch gewarnt, jedenfalls mein Ehrenwort verweigert.“

„Verzeiht meine Zurückhaltung; es war kein Mangel an Vertrauen in Eure Verschwiegenheit und Einsicht, der dieses Schweigen entsprungen ist. Ich war in meinen jüngeren Jahren sehr gesprächig und mittheilsam, aber je älter ich wurde, desto mehr habe ich gefunden, wie wenig Brocho (Segen) an dem gesprochenen Worte ist. Wenn unsere großen Weisen sagen, daß der Segen Gottes nur auf Dingen ruht, die dem Auge entzogen sind, so möchte ich auf Grund meiner Erfahrung auch das Ohr hinzufügen. Dazu kommt, daß ich einmal im Sefer Chassidim (Buch der Frommen) gefunden habe, daß jedem Menschen eine bestimmte Zahl Worte zu sprechen bestimmt ist, wenn er diese gesprochen hat, ist sein Lebensfaden abgelaufen. Warum sollte ich leichtsinniger, oder unnötiger Weise mein Leben verkürzen, wenn ich durch Schweigsamkeit das Mittel in der Hand habe, es zu verlängern?“

„Bensew, ich habe Euch immer geschätzt und geachtet, aber daß sich ein solcher Kern unter der unscheinbaren Hülle Eures äußeren Auftretens verbirgt, das habe ich nicht geahnt.“

„Wenn Ihr wüßtet, wie stolz mich dieses Euer Lob machte, wenn ich es verdiene, und wie ich mich dessen schäme, weil ich es nicht verdiene, so würdet Ihr darin einen ferneren Milderungsgrund für mein Schweigen erblicken.“

„Ihr braucht Euch bei mir wegen Eures Schweigens nicht mehr zu entschuldigen, denn jetzt sehe ich erst ein, welchen großen Dienst Ihr der Sache bereits durch Euer Schweigen erwiesen habt. Hättet Ihr mich gewarnt und hätte ich in Folge dessen mein Ehrenwort zu geben verweigert, so hätte

man sofort gewußt, daß die Agitation gegen das unerhörte Unterfangen von mir ausgeht. Man hätte mich sorgfältig überwacht und wäre jedem meiner Schritte sofort entgegengetreten. Jetzt aber habe ich freie Hand. Kein Mitglied des Vorsteheramtes und Landrabbinats hält mich fähig, mein gegebenes Wort zu brechen. Was auch gegen die Herren zu unternehmen sein wird, mich wird man nicht dahinter suchen, obwohl ich sie über meine wahre Herzensmeinung nicht im Zweifel gelassen habe. Die Frage aber ist, was soll man jetzt wirklich thun, um diesen Ränken mit Erfolg entgegenzutreten?"

"Ich weiß es nicht," entgegnete Bensew. "Aber wir wollen beide einmal darüber nachdenken. In spätestens acht Tagen bin ich wieder hier. Für die Zwischenzeit erbitte ich mir von Euch Folgendes: Eine Mizwa zieht die andere nach sich, sagen unsere Weisen. Durch den Freundesdienst, den ich unserem Pfarrer erwiesen habe, bin ich in die Lage gekommen, Alles zu erfahren, was Euch zu sagen verboten ist. Erlaubt mir, daß ich unseren Pfarrer in's Vertrauen ziehe, er ist ein großer Freund unseres Volkes und dabei ein überaus erfahrener, kluger Mann, vielleicht zeigt er uns einen Weg, der dazu führt, die Anschläge unserer Feinde zu nichte zu machen."

"Ihr bedürft meiner Erlaubniß nicht. Ihr sagt ja Eurem Pfarrer nichts, was Ihr von mir gehört habt, sondern was Ihr längst ohne mich gewußt habt. Thut also Alles, was Ihr für gut haltet. Gott möge Eure guten Absichten zum Wohle unserer Gesammtheit zur That reifen lassen."

"Dann gehe ich sofort zurück; aber bevor ich gehe, bitte ich Euch, mich zu bentschen." (Segnend die Hand auf's Haupt zu legen.)

„Ich Euch bentschen? Bentscht Ihr mich, möchte ich von Euch bitten, wenn Ihr es nicht schon gethan hättet. Ihr habt mir die Bangigkeit und Hoffnungslosigkeit verscheuht und mich wieder mit der freudigen Zuversicht erfüllt, daß Alles sich noch zum Guten fügen werde, wenn ich auch zur Zeit noch nicht weiß, auf welchem Wege das möglich sein wird. Ihr seid ein Schliach Mizwoh. (Der Vollbringer einer Gottespflicht.) Ihr bedürft keines weiteren Segens.“

Als aber Bensew fort und fort drängte, legte der Rabbiner segnend die Hände auf das Haupt des wackeren Biedermannes und erflehte Gottes Beistand für ihn und die Verwirklichung der guten Absichten, die ihn erfüllten.

Dann verabschiedeten sich die beiden Männer mit den Worten: „Gehe zum Frieden,“ mit welchen sich Jonathan und David (Samuel 1. Cap. 20. V. 42) trennten.

VI.

Als Bensew allein des Weges dahin ging, hatte er Zeit und Muße, sich die ganze Situation zu vergegenwärtigen. Er hatte einen Plan, der ihm schon im Hause des Rabbiners aufgedämmert war, der ihm aber so abenteuerlich schien, daß er ihn sofort, nachdem er aufgetaucht war, wieder verwarf. Aber als er auf seinem Wege den Gegenstand immer wieder nach allen Seiten erwog und keinen anderen Ausweg fand, erschien ihm das ursprünglich Ungeheuerliche immer einleuchtender und schließlich befreundete er sich damit so weit, daß er sich vornahm, seinen Plan jedenfalls dem Pfarrer zu unterbreiten, da ohne dessen Zustimmung und Mitwirkung seine Idee aussichtslos war.

Sein Weg führte ihn an dem Pfarrhause vorbei, und da er den Pfarrer durch's Fenster allein in seinem Studierzimmer bemerkte, trat er, ohne zuerst sein Haus aufzusuchen, bei ihm ein trotz der vorgerückten Abendstunde.

„Störe ich nicht, Herr Pfarrer?“

„Durchaus nicht; Ihr könnt mir sogar helfen; ich suche gerade einen kernigen Text für meine Predigt, wißt Ihr einen?“

„Oh, dann störe ich doch. Ich komme dann lieber ein anderes Mal; die Sache, die ich auf dem Herzen habe, drängt nicht so sehr.“

„Bleibt nur ruhig da, Bensew, und setzt Euch. Es ist ja heute erst Mittwoch; ich habe meine Sonntagspredigt schon oft später entworfen, also nur keine Umstände.“

„Ich wollte Sie um einen Rath in einer Angelegenheit bitten, die nicht direkt in Ihr Fach schlägt, in welcher Sie mir aber vielleicht doch eher mit Rath und That helfen können, als irgend ein anderer.“

Nun erzählte er, wie er soeben von Gudensberg komme und dort bei dem Rabbiner von der Gefahr gehört habe, die der religiösen Zukunft der gesammten hessischen Judenheit drohe, wenn die geplante neue Synagogenordnung die ministerielle Genehmigung erhalte. Diese Synagogenordnung sei heute Sr. Excellenz dem Minister von Hassenpflug zur Unterschrift vorgelegt worden, — von einem Federstrich des Herrn Minister hänge daher Alles ab. Wenn das Landrabbinat, welches der Erhaltung und Förderung des Judenthums dienen solle, selber dem religiösen Abfall huldigt und diese Huldigung durch eine Synagogenordnung, welche mit heiligen

Bräuchen und Gebeten aufräumt, feste, greifbare Formen annimmt, wenn dieser Angriff auf unser Allerheiligstes gar die landesherrliche Sanction erhielte, so könne er leicht die Erschütterung des religiösen Bewußtseins ermessen, die sie im ganzen Lande bis in die letzte jüdische Dorfgemeinde zur Folge haben müsse. Auf das Landrabbinat einzuwirken, sei bei der religiösen oder vielmehr unreligiösen Richtung seiner treibenden Elemente aussichtslos. Giebt es ein Mittel, um auf den Minister einzuwirken, daß er die Genehmigung versagt?

Der Pfarrer sah den Sprecher groß an, als wolle er sich überzeugen, daß Alles bei ihm in Ordnung sei, nahm dann eine Priße und sagte:

„Da ist guter Rath theuer. Ihr wißt, Hassenpflug ist im kurhessischen Ländchen allmächtig, aber unzugänglich. Er gehört der streng-orthodoxen Richtung in der Landeskirche an und sympathisirt daher wohl mit den Anhängern jeder positiven Religion, also auch mit Eurem Begehren. Aber er weiß gar nichts von dem Zwiespalt in Eurem Lager, so wenig ich davon wüßte, wenn Ihr mir nicht schon so oft darüber berichtet hättet. Was könnte man da thun? Wollt Ihr eine Eingabe an den Minister machen und ihm die Verhältnisse, wie sie sind, darlegen? Ich bin gern bereit, sie nach Eurem Ermessen auszuarbeiten und zu Papier zu bringen. Aber es wäre schade für jeden Federstrich. Die Eingabe wandert in den großen ministeriellen Papierkorb, vielleicht ungelesen, jedenfalls unverstanden. Das wäre aber noch der beste Fall. Möglich wäre aber auch, der Minister schickt Eure Eingabe mit Haut und Haaren zur Begutachtung und Berichterstattung an das Landrabbinat und dann hättet Ihr die Bescheerung fertig. Dem Minister gegenüber erklärt Euch das Landrab-

binat für wahnsinnig und Ihr selbst seid von der Stunde an allen Chikanen und Nörgeleien ausgesetzt, mit welchen eine solche Behörde schon einem das Leben verleiden kann. Wie ich Euch kenne, nähmet Ihr auch das gerne in Kauf, wenn Ihr nur Eurer Sache dienen könntet. Aber Ihr könnt ihr auf diesem Wege nicht dienen. Wie könnte der Synagogenälteste einer kleinen Dorfgemeinde einen solchen Kampf gegen das einflußreiche Landrabinat führen. Den Mitgliedern dieser Behörde, die auf Eurer Seite stehen, ist der Mund geknebelt; nach menschlicher Berechnung ist der Kampf völlig aussichtslos und deshalb weiß ich hier wirklich keinen Rath."

"Daselbe habe ich auch gedacht," entgegnete Benjewe.
„Deshalb ist mir ein anderer Gedanke gekommen. Der Minister Hassenpflug mag in religiösen und politischen Dingen so reaktionär und unzugänglich sein, wie alle Welt sagt; ich halte ihn für einen gerechten Mann. Er hält sein religiöses und politisches System ohne Zweifel für den Ausbund aller Gerechtigkeit, deshalb huldigt er ihm. Er würde aber ebenso der freisinnigsten Demokratie huldigen, die er heute mit allem Nachdruck bekämpft, wenn er sie für eine gerechte Sache hielte. Kurz, ich meine, man muß den Minister über die Dinge, d. h. hier über die Zustände innerhalb der heutigen Judenheit aufklären, verstehen Sie mich?"

"Gewiß verstehe ich Euch. Ich verstehe auch die Mäuse in jener Fabel, die, um der Gefahr entgegenzutreten, welche die Rabe für sie bedeutet, den weisen Entschluß faßten, man solle der Rabe eine Schelle umhängen, damit man schon von der Ferne höre, wenn sie kommt und seine Maßregeln danach treffen könne. Die Ausführung des weisen Rathes scheiterte nur an dem Umstand, daß sich keine Maus fand, die es wagte,

der Kage die Schelle um den Hals zu binden. Wer soll hier den Minister aufklären?"

"Ich meine Sie, Herr Pfarrer! Sie sollen morgen früh nach Kassel gehen und dem Minister Alles erzählen, wie es Ihnen bekannt ist; ich glaube, er wird es Ihnen noch danken. Sie können vor dem Minister das Wort führen, besser wie ein anderer. Was halten Sie davon?"

"Ich halte davon, daß Eure Liebe zu Eurer Religion und Euer Eifer für dieselbe Euch so blind gemacht haben, daß man den sonst so einsichtigen, klarblickenden Heinemann Bensow gar nicht wiedererkennt. Denkt Euch doch einmal die Dinge, wie sie wirklich liegen. Ich, der simple, lankische Landpfarrer, gehe morgen nach Kassel, melde mich zur Audienz bei Sr. Excellenz dem Minister Hassenpflug, dieselbe wird mir auch bewilligt und ich sage mein Sprüchlein so gut herunter, wie Ihr es nur wünschen könnt; und dann? — — Dann wird doch die erste Frage sein, wie kommt ein christlicher Geistlicher dazu, sich um jüdische Religionsanliegen zu kümmern. Se. Excellenz wird auch fragen: Von wem mir diese Wissenschaft kommt, was ein Pfarrer in einem abgelegenen hessischen Dorfe für ein Interesse daran hat, den Minister aufzuklären, wer mich geschickt hat, wer alle die Hintermänner sind, die mich vorgeschoben haben, mit wie viel Geld ich von den Juden gekauft bin und dergleichen Annehmlichkeiten mehr. Was würde der Minister von einem Juden denken müssen, der vor ihn mit Beschwerden über Unzulässigkeiten innerhalb der Landeskirche treten wollte? Hat man schon einmal gehört, daß vor den Behörden ein Jude die Sache der Christen vertreten hat? Und wie sollte ein Christ die Anliegen der Juden vertreten!?"

„Sie haben Recht, verehrter Herr Pfarrer, in allen Punkten, bis vielleicht auf den letzten. Ich kenne nämlich allerdings einen Fall, wo in Kassel ein Jude mit sehr gutem Erfolg die Sache eines Christen vor einer hohen kirchlichen Behörde geführt hat und diese Erinnerung war es, die mich be-
thört hat, zu glauben, es könne einmal umgekehrt möglich sein.“

„Davon ist mir allerdings nichts bekannt, wann soll denn das gewesen sein, und welchen Fall betrifft das?“

„Ein Dorfjude hatte einmal gehört, daß der Pfarrer seines Ortes, der ein gar lieber, guter Herr gegen Christen und Juden war, vom Kasseler Konsistorium einer unehrenhaften Handlungsweise fälschlich beschuldigt worden war. Da lief der Jude noch in derselben Nacht nach Kassel, trat vor den Präsidenten des Konsistoriums hin, klärte den Irrthum auf und mit Gottes Hilfe ist es ihm gelungen, der Wahrheit zum Rechte zu verhelfen.“

Bei diesen Worten sprang der Pfarrer erregt von seinem Sige auf, küßte und umarmte Bensow und rief:

„Das habt Ihr gethan? Ihr seid also der, dem ich meinen wiedererlangten guten Namen verdanke, und Ihr sagtet mir nichts davon, Bensow, warum sagt Ihr mir das erst heute?“

„Es war meine feste Absicht, es Ihnen niemals zu sagen. Daß ich es nun aber doch gethan habe, mag Ihnen zeigen, wie sehr mir die Sache am Herzen liegt, die uns jetzt beschäftigt. Vielleicht hat Gott es deshalb damals so gefügt, daß ich das Werkzeug für Ihre Rettung war, damit Sie nun auch unser Retter werden, ehrwürdiger Herr Pfarrer.“

„Bensow, nach dem, was Ihr mir nun gesagt habet, bin ich zu Allem bereit, was Ihr verlangt. Aber erst müßt

Ihr mir ausführlich erzählen, wie es Euch damals in Kassel erging! Jetzt begreife ich auch das Interesse, das der Herr Konsistorialpräsident für die Malkfelder Juden hatte. Er ist doch ein Ehrenmann, daß er Euch niemals verrathen hat. Nein, wer hätte das gedacht; aber jetzt erzählt einmal Alles von Anfang an.“

Und Bensew erzählte seinem aufmerksamen Zuhörer Alles, wie es sich zugetragen hatte, auch sein Erlebniß auf dem Bureau des Vorsteheramtes und sein heutiges Begegniß mit dem Rabbiner von Gudensberg. Von den Fragen und Bemerkungen, dem Erstaunen und der Rührung seines Zuhörers oft unterbrochen, währte die Erzählung bis tief in die Nacht hinein. Als Bensew zu Ende war, ergriff der Pfarrer seine beiden Hände:

„Jetzt danke ich Euch nochmals für Alles, was Ihr da gethan habt. — Ich bin zu gering für alle Wohlthat und alle Treue, die Du Deinem Diener erwiesen hast — spreche ich mit Vater Jakob. Ich brauche Euch nicht erst zu versichern, daß es mein höchstes Glück sein wird, mich Euch dankbar zu zeigen. Für Euch und Eure Sache gehe ich nach Kassel, nach Konstantinopel, bis an's Ende der Welt; dafür habt Ihr mein Wort. Aber ich sage wie Pharao zu Joseph, nachdem dieser die Träume richtig gedeutet hatte: Nachdem Gott Dir dies Alles kund gethan hat, giebt es keinen weiseren und einsichtsvolleren Mann, als Du. — Wenn Ihr wollt, gehe ich für Euch nach Kassel, aber ich rathe Euch, es nicht zu wollen. Ihr sollt selber nach Kassel gehen, es giebt gar keinen geschickteren, besseren Unterhändler, als Ihr seid. Gott wird seinen Engel vor Euch her senden, und das soll diesmal der Herr Prälat Schellenberg sein. Er ist ein Studien- und Gesinnungsgenosse Hassen-

pflug's. Ich schreibe heute Nacht noch einen Brief an denselben und stelle ihm in Kürze den Sachverhalt dar, mit der Bitte, er möge Euch bei Hassenpflug einführen und Eure Sache befürworten. Den Brief nehmt Ihr mit und geht zunächst zu Herrn Prälat Schellenberg, und das Andere wird sich mit Gottes Beistand schon finden. Was haltet Ihr davon?"

"Ich glaube selbst, daß es so am Besten wäre; die Sache hat nur einen Haken, — wie kann ein Mann meines Schlages, ohne Bildung, ohne Wissen, ja ohne richtige Sprache, mit einem so hohen Herrn auch nur reden? Ich komme vor Schüchternheit und Verzagtheit zehnmal aus dem Konzept, bevor ich nur angefangen habe."

"Das ist nicht so, Bensew. Eure Zurückhaltung und Schüchternheit werden Eure besten Fürsprecher bei Sr. Excellenz sein. Folgt mir und geht jetzt nach Hause, es ist bald Mitternacht, und morgen früh geht Ihr in Gottesnamen nach Kassel und nehmt den Brief mit, den ich jetzt schreiben werde."

"Ich bin unter der Bedingung einverstanden, daß ich auf Ihre persönliche Mitwirkung noch rechnen darf, falls der Brief nicht den gewünschten Erfolg haben sollte."

"Selbstverständlich! Und nun gute Nacht, theurer, wackerer Freund!"

VII.

Am Nachmittage des anderen Tages stand Bensew an der Thüre des Konsistorialpräsidenten Prälat Schellenberg. Sie wurde ihm auf sein Läuten sofort geöffnet und zwar von derselben Köchin, wie vor zwei Jahren.

Sie erinnerte sich noch seiner und empfing ihn um vieles respektabler, als damals. Nach wenigen Minuten fand er sich dem Hausherrn gegenüber, der ihn so herzlich empfing, daß die Herzlichkeit keiner Steigerung mehr fähig war, als er den Brief des Pfarrers von Malsfeld überreichte.

„Also heute weiß Ihr Pfarrer, daß Ihr hier seid, oder habt Ihr ihm von Eurer damaligen Besuch noch immer nichts gesagt?“

„Gestern Abend, Eminenz, haben es Seine Hochwürden von mir erfahren, weil ich mit ihm über den Gegenstand des Briefes sprechen mußte.“

Der Herr Prälat öffnete den Brief und las ihn aufmerksam durch.

Bensow hatte inzwischen Zeit, sich darüber zu freuen, daß er nicht mehr von Sr. Eminenz per „Er“, wie zum ersten Male, angeredet wurde.

„Ihr seid ein merkwürdiger Mann, Herr Heinemann Bensow, Ihr wollt zu Sr. Excellenz dem Minister von Hassensflug, wißt Ihr, daß das gar nicht so leicht ist?“

„O, das weiß ich nur zu gut, aber ich hoffe auf Gott und auf Euer Eminenz Wohlwollen für diesen bedeutsamen Schritt.“

„Ich will das Meinige thun und wir wollen sehen, ob es gehen wird. Heute ist Statabend bei Sr. Excellenz, da werde ich ohnedies hingehen und will Euch bei dieser Gelegenheit avisiren. Vielleicht kann ich Euch eine Audienz schon für morgen erwirken, aber jedenfalls wird es gut sein, wenn Ihr mir recht genau sagt, was Ihr eigentlich bei dem Minister wollt. Aus dem Brief kann ich's noch nicht klar genug ersehen und der Schreiber hat mich auch auf Sie verwiesen. Es wäre

möglich, daß ich heute Abend schon Se. Excellenz vorbereiten könnte und Ihr hättet dann morgen einen leichteren Stand."

Bensew erzählte nun in seiner schlichten Weise, wie es innerhalb der deutschen Judenheit im allgemeinen und der kurhessischen insbesondere zwei verschiedene Richtungen gäbe, die sich grundsätzlich einander gegenüber stehen. Die einen seien Juden, wie es ihre Väter seit undenklichen Zeiten waren, sie führen ihre Söhne im zarten Alter von acht Tagen in das alte Abrahamsbündniß ein, tragen die Gottesschrift an den Thürpfosten ihres Hauses, sie halten die Sabbate und Feiertage heilig, legen sich die Beschränkungen auf, welche die Gesetze über Speise und Trank vorschreiben, kurz, ihr ganzes Leben bewegt sich in den Bahnen, die Gottes Wille in der niedergeschriebenen und mündlich überlieferten Thora vorgeschrieben hat.

Der Prälat stand von seinem Sitze auf und ging nachdenklich in seinem Zimmer hin und her. Dann forderte er Bensew durch eine Handbewegung zum Weitererzählen auf.

Bensew fuhr tiefaufathmend fort.

"Die Andern haben sich von dem Willen Gottes und seinem Gesetz losgesagt, sie erfüllen es entweder gar nicht mehr oder doch auf eine Weise, die der Vorschrift nicht entspricht. Sie glauben eben nicht mehr an die Göttlichkeit und Verbindlichkeit des Gottesgesetzes und erklären dasselbe für veraltet und der Reform bedürftig. Dieser Richtung huldigt ein großer Theil der Kasseler Synagogengemeinde, sogar ein Theil der Mitglieder des Landrabbinats und leider der Herr Landrabbiner selbst."

Nach kurzer Pause fuhr Bensew fort:

"Würden diese Herren sich damit auf sich beschränken, so ginge das Niemand etwas an, sie hätten das, was sie thun

und zu lassen für gut finden, nur für sich, vor ihrem Gewissen und vor Gott zu verantworten. Aber die Herren mißbrauchen ihre amtliche Stellung, um den Geist des Abfalles in die Kreise der hessischen Judenheit zu tragen. Sie können nun G. f. Dank Niemanden zwingen, irreligiös zu leben, wenn sie auch die treue Anhänglichkeit an Gott und seinem Gesetz als überwundenen Standpunkt belächeln und verspotten. Sie sind nun auf den Gedanken gekommen, die einzige Stätte, die ihrer Aufsicht und Verwaltung untersteht, zum Versuchsfeld ihrer Neuerungen zu machen, das ist der synagogale Gottesdienst. Ich kann Ew. Eminenz nicht sagen, mit wie vielen innigen Fäden die jüdischen Herzen an ihren Gotteshäusern und dem Gottesdienst hängen, der sich darin vollzieht. Jeder Brauch, jedes Gebet, jede Einrichtung, ja fast jede Melodie gilt ihnen als ein seit undenklichen Zeiten von den Ahnen überliefertes Heiligthum. Wenn ein Kind in den Abrahamsbund eingeführt wird, so vollzieht sich diese Einführung dort und die ganze Gemeinde nimmt an der Freude des Einzelnen Theil. Wer sein Theuerstes durch den Tod verloren hat, haucht an dieser Stätte vor der ganzen Gemeinde seinen Schmerz in ergreifenden Gebeten aus, auf deren Schwingen sich das gedrückte Gemüth hoch über die Mühen und Leiden dieses Lebens empor-schwingt. Es giebt nichts zwischen der Wiege und dem Grabe, an dem das Gotteshaus nicht innigen Antheil nähme. Draußen im Leben gedrückt und geächtet, finden wir uns hier wie eine große Familie im Vaterhause zusammen. Der hunderte von Meilen entfernte Fremde, der diese Stätte betritt, hört auf, ein Fremder zu sein, er fühlt sich als Bruder. Die trauten Laute der heiligen Sprache treffen das Ohr, rühren das Herz und schlingen das Bruderband um alle zerstreuten

Glieder des Gottesvolkes. In dieses Heiligthum wagt das Landrabbinat einen rohen Eingriff durch seine neue Synagogenordnung. Diese Ordnung will die heilige Sprache verdrängen und durch die Landessprache ersetzen, sie streicht die heiligsten Gebete, sie verlegt die theuersten Empfindungen und glaubt — nicht mit Unrecht — wenn die Entweihung dieses Allerheiligsten erst gelungen ist, daß dann auch die Heiligkeit des jüdischen Lebens außerhalb der Synagoge dem Moloch der Aufklärung und des angeblichen Fortschrittes, der aber in Wirklichkeit ein beklagenswerther Rückschritt ist, ganz von selbst zum Opfer falle. Daß dieser Willkür nicht noch die landesherrliche Bestätigung durch die Unterschrift des Ministers werde, das ist es, worum ich Seine Excellenz ganz unterthänigst bitten möchte.“

Der Herr Prälat hatte dem Sprechenden aufmerksam zugehört und nickte ihm nun zustimmend entgegen, als er geendet hatte.

„Ihr habt mir da Vieles gesagt, was mir ganz neu war und von dem ich glaube, daß es auch Sr. Excellenz gänzlich unbekannt ist. Ihr seid also ein entschiedener Gegner dieser Neuerer und möchtet ihrer Neuerungsucht gern einen Riegel vorschieben, nicht wahr?“

„So ist's, Eminenz.“

„Da muß ich mich denn doch über Euch wirklich wundern. Wenn Ihr schon denjenigen gram seid, die nur einen Theil Eurer Gesetze nicht erfüllen, was müßt Ihr erst von uns denken, die wir uns im praktischen Leben ja gar nicht an das Gesetz Moses halten. Wie könnt Ihr ein Gegner Eurer eigenen Brüder sein und gleichzeitig eine so treue, aufopfernde Freund-

schaft für einen Christen, für Euren Pfarrer im Euren zwiespältig getheilten Herzen tragen? Das verstehe ich nicht."

"Verzeiht, Eminenz, aber ich glaube, daß hier keinerlei Zwiespalt vorliegt. Wie sollte ich gegen einen Christen und gar gegen unseren Herrn Pfarrer irgend etwas haben, weil er ein Gesetz nicht erfüllt, zu dem er ja gar nicht verpflichtet ist. Ich hätte ja auch gegen meine Brüder nichts, wenn sie ihren Abfall nur auf sich beschränken und ihn nicht in's Volk tragen wollten. Ich verlange ja auch nicht, daß ihnen auch nur ein Haar gekrümmt wird, nur das Unheil möchte ich zurückhalten, das sie mit vollen Händen in die Massen zu streuen im Begriffe sind. Wenn mir das nicht möglich ist, wenn ich meine eigenen Brüder als Verführer betrachten muß, die Amt und Ansehen mißbrauchen die Religion zu zerstören, die sie doch zu erhalten berufen sind, dann muß ich allerdings sagen, daß ein religiöser Christ, wie es z. B. unser Herr Pfarrer ist, mir ungemein näher steht, als ein irreligiöser Jude dieses Schlages. Ich habe dann viel mehr gemeinsame Berührungspunkte mit jenem, als mit diesem. Der Herr Pfarrer erkennt wie ich die Göttlichkeit der Bibel an, meine abgefallenen Brüder leider nicht. Unser Herr Pfarrer schont und achtet meine religiöse Ueberzeugung, wie ich die seine achte, meine religiösen Brüder thun das nicht. Ich halte ihre Moderereligion für einen schweren Treubruch und sie verspotten meine Anhänglichkeit an das überlieferte Judenthum als einen überwundenen Köhlerglauben. Es thut mir weh, daß Ew. Eminenz mich zu dieser Erklärung nöthigen, aber sie entspricht leider der Wahrheit."

"Ihr seid ein wackerer Mann, Bensew, und wenn Ihr das Alles so Sr. Excellenz dem Minister sagt, so glaube ich, daß Eure Sache gut steht. Schaden kann es nicht, wenn Ihr

auch noch einfließen laßt, daß wer keine rechte Religion hat, daß der auch kein rechter Bürger und Patriot sein kann, daß daher die Herren vom Landrabbinat und Vorsteheramt auch nach dieser Seite hin — —“

Bei diesen Worten hatte Bensow ganz die Rücksicht vergessen, die es verbietet, einem so hohen Herrn in's Wort zu fallen und ihn nicht zu Ende reden zu lassen. Er unterbrach ihn ganz erregt mit abweisend erhobener Hand:

„Das nicht, Eminenz. Ueber den Zusammenhang zwischen Religion und Patriotismus erlaube ich mir kein Urtheil, aber das muß ich im Namen der Wahrheit betonen, nach dieser Seite hin haben sich meine abgefallenen Glaubensbrüder nie etwas zu Schulden kommen lassen. Sie nehmen es hinsichtlich der Bürgertugenden getrost mit allen Bewohnern des Landes auf, ich würde es mir für eine große Sünde anrechnen, einen solchen Verdacht auch nur zu erwecken, geschweige denn ihn zu fördern. Lieber würde ich auf Alles verzichten, als es um diesen Preis zu erlangen. Sie mögen es mir glauben, daß es mich viele Ueberwindung gekostet hat, einen Schritt bei dem Minister zu thun und zwar lediglich deshalb, weil ich für unsere inneren jüdischen Anliegen nicht gern einen außerjüdischen Richter und gar einen so hochstehenden anrufen möchte. Es stünde gewiß besser um unsere inneren religiösen Angelegenheiten, wenn wir dieselben selber verwalten könnten und nicht auf christliche Behörden angewiesen wären, die beim besten Willen dadurch, daß sie falsch und einseitig unterrichtet sind, fehlen und irren müssen. Aber nicht ich habe die Synagogen-Ordnung dem Minister unterbreitet, sondern das Landrabbinat und das Vorsteheramt hat es gethan. Daß dieser un-

heilvolle Schritt keine anderen nach sich ziehe, das ist, was ich mit Gottes Hilfe und Ihrem Beistand verhindern möchte.“

„Also seid unbesorgt, ich werde Euch eine Audienz beim Minister erwirken; ich zweifle nicht daran. Morgen früh um acht Uhr findet Euch wieder bei mir ein und dann will ich Euch Näheres mittheilen.“

VIII.

In den eleganten Empfangsräumen Sr. Excellenz des kurfürstlich hessischen Ministers von Hassenpflug bewegte sich eine kleine auserlesene Gesellschaft. Es mochten etwa 8—10 Herren mit ihren Damen zugegen sein. Dieselben hatten eben gemeinschaftlich den Thee genommen und theilten sich nun in kleinere Gruppen. Die Damen musizirten in dem Musiksaale, die Herren hatten sich in das Rauchzimmer zurückgezogen und sich um verschiedene kleine Tischchen gruppiert, an welchen gespielt wurde.

Der Wirth hat seine feierliche, zugeknöpfte Amtsmiene so vollständig abgelegt, daß man in dem lebenswürdigen, jovial dreinschauenden Statspieler kaum wieder den gestrengen und gefürchteten Herrn Staatsminister erkennen konnte.

Es waren fast ausschließlich Jugend- und Duzfreunde, die sich hier zusammengefunden hatten. Herr Prälat Schellenberg spielt niemals Karten; er pflegte an solchen Abenden mit dem Herrn Oberappellations-Gerichtspräsidenten von Wudtke eine Partie Schach zu spielen. Der letztere saß schon an seinem Tischchen dazu bereit, aber sein Partner erklärte, daß er heute Abend überhaupt nicht spiele. Wer ihn aufmerksamer beob-

achtete, mußte finden, daß er irgend etwas auf dem Herzen habe. Aber aufmerksame Beobachter gab es heute Abend in diesem Kreise nicht. Was ihn drückte, war die Ueberlegung, wie es ihm möglich sein werde, sein Versen gegebenes Versprechen einzulösen. Von amtlichen Angelegenheiten wollte der Minister an solchen Abenden nichts wissen. Hätte Schellenberg den Minister ein Viertelstündchen allein sprechen können, so hätte er seine Sache trotzdem zur Sprache gebracht, aber vor diesen „alten Herren“ von einem Dorfjuden anzufangen und gar für ihn eine Audienz zu erwirken, das ging nicht wohl an. Man mußte also eine passende Gelegenheit abwarten und dieselbe sofort am Schopfe fassen. Dazu war es nöthig, sich in unmittelbarer Nähe des Ministers zu postiren.

Dieser saß mit dem Cavallerieoberst von Görne und dem turfürstlichen Domäneminister von Wattenbach an einem besonderen Tisch und mischte eben die Karten.

„Ich setze mich heute zu Euch,“ begann der Herr Prälat näher tretend, „aber nur als stummer Gast, mein Kopf ist heute nicht frei genug für's Schach, vielleicht erbarmt sich ein Anderer über den Wudtke.“

„Sehr angenehm, Eminenz, wenn Du zu uns aus Deinen theologischen Höhen herniedersteigst,“ sagte Hassenpflug und stellte an seiner rechten Seite einen Stuhl für ihn zurecht.

„Wenn wir geistlichen Beistand nöthig haben, brauchen wir jetzt nicht weit zu suchen, wenn Du bei uns bist,“ meinte der Domäneminister.

„Ich werde sofort darum bitten, indem ich Dich ersuche, mir in die Karten zu sehen und mir im Ernstfalle Deinen hoch=

weislichen Rath zu spenden," sagte der Oberst; „was ist Trumpf?“

„Richtig Kreuz! auf diesem Gebiet ist Schellenberg ja erste Autorität," sagte lächelnd der Wirth.

Schon länger als eine halbe Stunde hatte der Prälat gedankenlos dem Spiele zugesehen und vergebens nach einer Gelegenheit gefahndet, sein Sprüchlein herzusagen. Eben hatte durch einen feinen Trick der Domänenminister den Cavallerieoberst bete gemacht, so daß dieser sagte:

„Du Spitzbub', wenn das mit rechten Dingen zuing, will ich, ich weiß nicht was, aber ich werde jetzt die Augen aufmachen, — — der reine Jud'!“

„Wenn der Wattenbach wirklich etwas gemogelt hat, dann ist die Bezeichnung Jud' viel zu gelinde," sagte der Prälat, „denn es giebt doch auch ehrliche Juden.“

„Hast Du schon einmal einen gesehen?“ fragte der Cavallerieoberst, während er die Karten vertheilte.

„Es sind noch nicht vier Stunden her, daß ich einen in meiner Wohnung gesehen und gesprochen habe.“

„Du hast ihn am Ende gar bei Dir, sieh' doch einmal in Deiner Westentasche nach," bemerkte Hassenpflug.

„Bei mir habe ich ihn nicht, aber wenn Du willst, will ich ihn Dir morgen schicken.“

„Das fehlt mir auch noch, was soll er bei mir thun? Aber in's Museum kannst Du ihn schicken, dort sollen sie ihn unter Spiritus legen und ihn für Geld vorzeigen.“

Die beiden Zuhörer brachen in ein schallendes Gelächter aus; aber der Herr Prälat blieb ernst. „Hat Euch schon einmal ein Jude gepreßt?“ fragte er ernst.

„Von der Seite habe ich Dich noch gar nicht gekannt,“ antwortete der Domänenminister, „Du verzapfst wohl heute Menschenliebe, hm?“

„Ich habe mich selber nicht von der Seite gekannt, auch über die Juden immer und überall so gedacht, wie Ihr, aber was ich neuerdings erfahren habe, hat mich zu einer ernstlichen Revision meines Urtheils oder Vorurtheils geführt.“

„Sofort wenn die Partie zu Ende ist, mußt Du uns Dein Judenabenteuer erzählen,“ sagte der Domänenminister.

Aber es folgte noch ein Spiel und noch ein zweites, es wäre wohl noch manches andere gefolgt, wenn der lebenswürdige Hauswirth nicht daran erinnert hätte, daß man der Eminenz die Geschichte abkaufen müsse, die sie zum besten geben wolle.

Herr Prälat Schellenberg erzählt nun sein erstes Begegniß mit Bensow vor zwei Jahren, und er that dies mit so viel Wärme und Geschick, daß, als er geendet, der Oberst v. Görne meinte, einen solchen Juden möchte er auch kennen lernen.

„Handelt er vielleicht mit Pferden, dann möchte ich gerne mit ihm in Verbindung kommen, denn die Roßhändler, mit welchen ich verkehre — und es sind ausschließlich Christen — haben mich schon so oft über's Ohr gehauen, daß ich's einmal mit einem Juden versuchen möchte.“

„Sagtest Du nicht vorhin,“ bemerkte Hassenpflug, „daß Du den Juden erst vor wenigen Stunden gesprochen hättest?“

„Allerdings sagte ich das, jetzt habe ich den Mann von einer zweiten Seite kennen gelernt, die aber nur unsern Wirth interessirt. Dir will ich's ein anderes Mal erzählen.“

„Vor meinen Gästen habe ich kein Geheimniß, und wer A sagt muß B sagen, also heraus mit Deiner Geschichte Nummer Zwei, die Sache fängt an, mich zu interessiren.“

„Nun, wenn Ihr's durchaus wissen wollt, so kann Euch geholfen werden. Ist bei Dir nicht ganz kürzlich vom Vorsteheramt der Israeliten oder vom Landrabbinate eine neue Synagogenordnung eingelaufen?“

„Ja, du lieber Himmel, da fragst Du mich zuviel. Die Eingänge von dieser Behörde gehen alle an den landesherrlichen Kommissar; der liest sie und legt sie mir, je nachdem, was sie enthalten, zur Unterschrift vor. Ich unterschreibe dann diese Sachen, lasse mir auch manchmal einen kurzen, mündlichen Bericht darüber erstatten, aber das dauert oft Monate lang bis zur Erledigung; bekannt ist mir zur Zeit gar nichts davon, aber warum interessirt Dich das?“

„Ihr scheint Alle nicht zu wissen, daß es unter den Juden, ganz so wie bei uns, zwei verschiedene Richtungen giebt, ja, man darf geradezu sagen, zwei verschiedene Konfessionen. Denn die Unterschiede z. B. zwischen Protestantismus und Katholizismus sind reine Spielsächelchen gegen die tiefgehende Kluft, die zwischen den alten Juden sans phrase und denjenigen besteht, die sich Reformjuden nennen, und den Fortschritt und die Losfagung von den alten Sagenungen des Judenthums als Parole ausgeben.“

„Was sagst Du da von Fortschritt und Aufklärung, so was giebt's doch bei uns in Hessen-Kassel nicht?“

„In Hassenpflug war der Reaktionär, der Büreauftrat, der ausgesprochene Gegner jeden Fortschritts bei diesen Worten erwacht.“

„Erzähle doch einmal weiter, Dein Jude fängt an, mich zu interessiren.“

Prälat Schellenberg war jetzt im richtigen Fahrwasser, und als er nach einer Viertelstunde seinen Bericht beendet hatte, sagte Hassenpflug:

„Den Malkfelder Synagogen = Aeltesten mußt Du mir einmal schicken; ich suche schon so lange nach einer Gelegenheit, den Kasseler Juden eins einzubrocken; jetzt bietet sie sich ganz ungesucht.“

„Was haben Dir denn die Kasseler Juden gethan?“ fragte der Domänenminister.

„Du fragst auch noch? Sie führen mich ja schon so und so viele Jahre am Narrenseile herum, und wenn ich heute Abend hier nicht gehört hätte, wohin sie eigentlich zielen, ich hätte sie ja für lauter stock = orthodoxe Talmudjuden gehalten. Einen schönen Streich habe ich ihnen schon einmal gespielt, den sie mir nicht so bald vergessen werden.“

„Was war denn das?“ fragte der Prälat.

„Als der vorige Landrabbiner starb, ich glaube, es war im Jahre 42, da ließen sie die Stelle sechs, sieben Jahre oder noch länger unbesezt. Auf wiederholte Reklamationen seitens des Ministeriums traf immer die stereotype Antwort ein, sie gäben sich alle Mühe, aber sie hätten die richtige Kraft noch immer nicht gefunden. Mir kam das sonderbar vor, daß sich für Kassel kein Landrabbiner finden lassen sollte. Ich recherchirte und hörte nun zu meinem Erstaunen, daß die superklugen Leutchen immer auf die Feiertage einen anderen Rabbiner zur Probepredigt kommen ließen; für sonst im Jahre konnten sie ihn leicht entbehren. Für die Feiertage hatten sie aber den Genuß, jedesmal einen anderen Prediger zu hören.“

der sie nichts kostete und das Gehalt für den Landrabbiner konnten sie auf diese Weise die ganzen Jahre hindurch für sich behalten. Als ich das erfahren hatte, stand mein Entschluß fest, ihnen die Wahl zu erleichtern. Ich ging gerade zur Kur nach Rissingen, gehe am Samstag dort in die Synagoge, um den Rabbiner predigen zu hören, und als ich ihn als einen ganz acceptablen Prediger fand, so ließ ich ihn Sonntags kommen und fragte ihn, ob er Lust hätte, Landrabbiner von Kassel zu werden. Der Herr war ganz verblüfft, er ward sofort von mir engagirt, und ich ließ nach Kassel meinem landesherrlichen Kommissar berichten, er solle dem Vorsteheramte mittheilen: habemus papam, d. h. auf deutsch, wir haben einen Landrabbiner. Auf diese Weise habe ich mich um die Seelsorge meiner Juden verdient gemacht, aber daß der Rabbiner mir das so lohnt, daß er unter die Reformer und Aufwiegler geht, das werde ich ihm auch gedenken. Also, Deinen Juden schickst Du mir morgen früh um Zehn, bis dahin werde ich mich noch informiren, ob wirklich eine neue Synagogen-Ordnung zur Bestätigung vorliegt; das Andere wird sich finden.“

Der Gegenstand fesselte die Herren noch den ganzen Abend, so daß sie erst durch die anderen Gäste an die vorgerückte Nachtstunde erinnert werden mußten.

IX.

Punkt acht Uhr am anderen Morgen stellte sich Bensew bei seinem Gönner ein.

„Euer Weizen blüht,“ rief ihm der Prälat entgegen.
„Se. Excellenz hat Euch zu einer Audienz um zehn Uhr befohlen.“

„Gehen Eure Eminenz mit?“

„Wo denkt Ihr hin? Das paßt sich nicht; Se. Excellenz wollen nur Euch empfangen. Ich muß Euch aber noch ein paar kleine Winke mitgeben. Also ich gehe nicht mit; ich gebe Euch aber eine Visitenkarte mit den Worten: „Zur Empfehlung für den Synagogen-Ältesten Heinemann Bensew aus Nalsfeld“ mit. Die Karte lege ich in ein Briefcouvert mit der Aufschrift: „An Se. Excellenz den Minister von Hassenpflug“ und Ihr gebt die Karte beim Portier am Ministerial-Gebäude ab. Man wird Euch dann in ein Vorzimmer führen, dort wartet Ihr, voraussichtlich mit Andern, bis der Huissier Euren Namen ruft und Ihr tretet dann direkt in das Arbeitskabinet Sr. Excellenz ein. Habt Ihr verstanden?“

„Vollkommen, Eminenz.“

„Ihr dürft das nicht übel nehmen, wenn ich Euch das Alles so umständlich darlege, aber bei den großen Herren kommt es sehr viel auf Kleinigkeiten an, und Ihr habt doch gewiß noch niemals eine Audienz bei einem Minister gehabt, wie?“

„Nein, Eminenz, bei einem Minister noch nicht, aber schon bei einem König.“

„Was sagt Ihr da, Ihr eine Audienz bei einem König. Ihr scherzt, bei welchem König?“

Bensew hatte nicht das Aussehen, als ob er scherze, er war in diesem Augenblick auch sehr wenig zum Scherzen aufgelegt, und mit feierlichem Ernst, der gar nichts Gemachtes an sich hatte, erwiderte er:

„Beim König aller Könige, dem Heiligen, gepriesen sei Er. Bei Ihm habe ich täglich dreimal Audienz, wenn ich Ihm Morgens, Mittags und Abends mein Gebet vorbringe. Es ist

noch kaum mehr als eine Stunde her, daß ich bei Ihm Audienz hatte. Dort habe ich mir die Kraft, den Muth und die Einsicht erbeten, auch vor irdischen Größen Seine heilige Sache zu vertreten. Daß Gott mein Gebet erhört hat, dafür ist mir die Leutseligkeit Bürgschaft, mit welcher Ew. Eminenz sich herablassen, um einem schlichten Dorfjuden die Winke mitzutheilen, die für den nächsten Schritt mir so sehr nöthig sind. Ich kann dafür meinen Dank wohl nicht besser aussprechen, als durch die Versicherung, daß ich mir Alles sorgfältig merken und es gewissenhaft befolgen werde.“

Die weisen und doch so ungekünstelt bescheidenen Worte Bensew's verfehlten ihren Eindruck nicht auf den edlen Prälaten und dieser fuhr in seiner herzlichen Weise fort:

„Se. Excellenz wird von der Welt vielfach verkannt und falsch beurtheilt. Der feste, unerschrockene Mannesmuth, mit welchem er sich der Strömung einer leichtlebigen Zeit entgegenwirft, um ihre unberechtigten, gefährlichen Ausschreitungen zurückzudämmen, haben ihm viele Feinde und heißen Kampf gebracht. Dadurch hat er sich im Laufe der Zeit eine gewisse Rauheit in seinem äußeren Wesen und Auftreten angeeignet, die Viele den edlen Kern verkennen läßt, den diese rauhe Hülle birgt. Es ist sehr möglich, daß er auch heute Euch rauh anfahren wird, aber laßt Euch dadurch nicht einschüchtern, denn ich wiederhole Euch, Eure Sache steht so gut, wie Ihr es nicht besser wünschen könnt.“

„Ich danke Ew. Eminenz von ganzem Herzen.“

„Nun, noch eins. Widersprecht niemals Sr. Excellenz; das können die hochgestellten Persönlichkeiten am wenigsten leiden. Nehmen wir z. B. an, Se. Excellenz erkundigt sich nach Eurem Wohnort, und er sagte, daß ihm Malkfeld als der Ort

bekannt sei, in welchem der Himmel grün ist und die Bäume blau sind, in welchem die Kühe jeden Morgen per Luftballon auf die Weide fahren, und ähnliches mehr, so sagt Ihr weiter gar nichts, als: „Zu Befehl, Excellenz!“

Bensow mußte unwillkürlich lächeln; aber der Herr Prälat fuhr unverbrossen fort: „So schlimm wird's wohl nicht werden, ich habe mit Absicht etwas übertrieben. Aber es ist möglich, daß sich Se. Excellenz über Personen, auf die Ihr sehr wenig haltet, überaus anerkennend ausspricht, oder umgekehrt, versteht Ihr mich, da dürft Ihr nicht opponiren und corrigiren wollen, sondern sagt immer nur: „Zu Befehl, Excellenz!“

Bensow nickte zustimmend und sein Instruktor fuhr fort: „Jetzt komme ich zur Hauptsache. Ihr habt, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, in der ganzen Angelegenheit keinen leichten Stand. Ihr kommt ohne Auftrag, als gewöhnlicher, unbekannter Dorfjude in die Residenz und verlangt von Sr. Excellenz, dem Staatsminister, nichts Geringeres, als er solle dem Vorstheramte und Landrabbinat entgegen treten, die doch anerkannte staatliche Behörden sind. Füglich muß auch der Minister eine so ungewöhnliche Handlungsweise doch irgendwie begründen. Wenn er seine Unterschrift unter die Synagogen-Ordnung verweigert und sie wandert in den großen, ministeriellen Papierkorb, dann werden bald ihre Gevattern auf die Motive dringen. Er braucht sie nicht anzugeben; aber diese Leisetreterei ist nicht Sache Sr. Excellenz. Soll er aber die Wahrheit sagen, daß er seine Macht nicht zur Förderung von Bestrebungen hergeben will, welche die Religion untergraben und zerstören, statt sie zu fördern und zu erhalten, so liegt die Frage auf der Hand, von wo dem Minister diese Wissenschaft kommt. Der Minister ist durch mich von der

Wahrheit Eurer Darstellung überzeugt, daran braucht Ihr nicht zu zweifeln, aber er kann trotzdem nicht Vorsteheramt und Landrabbinat ohne weiteres vor den Kopf stoßen, weil der Herr Heinemann Bensow es so haben möchte. Euch wäre es wahrscheinlich selber nicht lieb, wenn die Herren erführen, wer ihnen die ganze Bescheerung gebracht hat, nicht wahr?"

„Gewiß nicht!“

„Wir müssen die Sache daher in folgender Form machen: Ihr geht zu Sr. Excellenz und gebt Antwort, auf was Ihr gefragt werdet. Hauptsache ist, daß Ihr den Widerstreit der verschiedenen Richtungen bei den heutigen Juden so darstellt, wie Ihr es bei mir gethan habt. Dann verlangt Ihr nicht, Se. Excellenz solle die Genehmigung der Synagogen-Ordnung verweigern, das wäre von einem simplen Dorfjuden eine zu große Kühnheit. Ihr bittet, Se. Excellenz möge vor der Entscheidung den Entwurf einer anderen rabbinischen Autorität vorlegen und nach deren Gutachten entscheiden. Ihr müßt dann zusehen, daß Ihr, wenn Ihr nach einer solchen Autorität gefragt werdet, oder wenn die Frage nicht erfolgt, von selbst ein oder zwei Rabbiner namhaft macht, die auf dem Boden des alten einzigen Judenthums stehen. Es müssen natürlich außerhessische, aber jedenfalls deutsche Rabbiner sein. Auf diese Weise ist der Minister gedeckt und Ihr seid aus dem Spiel und die ganze Sache wird sich viel leichter und glatter machen; verstanden?“

„Vollkommen, — ich bewundere die fürsorgende Weisheit Ew. Eminenz, die Alles bis in die kleinsten Einzelheiten in Erwägung gezogen hat für den bevorstehenden Schritt, von dessen Gelingen und Mißlingen die religiöse Zukunft der hessischen Judenheit so wesentlich abhängen wird.“

„Nun habt Ihr aber keine Zeit mehr zu verlieren, es ist schon neun Uhr vorbei und Ihr müßt vor Zehn im Palais des Ministers sein. Hier habt Ihr meine Karte und nun wünsche ich Euch guten Erfolg! Gott möge Euch Seine Engel voransenden, daß Ihr Gnade in den Augen des Mannes findet, in dessen fester Hand die Geschicke unseres Landes liegen!“

„Gott hat ihn bereits in Ew. Eminenz Person geschickt, so daß ich mit Vater Jakob spreche: „Auf Deine Hilfe hoffe ich, o Gott!“

Kurz vor dreiviertel auf Zehn stand Bensew vor dem Palais des Ministers von Hassenpflug.

Da war zunächst ein Doppelposten zu passiren, eine Passage, für welche Bensew schon seinen ganzen Muth zusammen nehmen mußte. Man ließ ihn zwar unbehelligt hindurchgehen, aber die beiden Soldaten betrachteten den Juden mit Blicken, die nichts weniger als ermutigend für ihn waren.

Bensew war noch nie in seinem Leben zwischen zwei Soldaten hindurch gegangen, und die beiden Wache stehenden Soldaten hatten auch noch nie einen Dorfjuden in das Palais Sr. Excellenz gehen sehen.

Die Equipagen und Karossen, welche vor dem hohen Portale hielten, pflegten in der Regel andere Herren zur Audienz zu führen. Neugierig blickten sie dem über den weiten Hof nach dem Palais Schreitenden nach. Jetzt kam die zweite Schwierigkeit. Dort stand ein reich gallonirter Lakai oder Portier mit einem großen Stabe in der Hand, der oben einen dicken silbernen Knopf trug. Schüchtern wagte sich Bensew heran. Aber kaum hatte er die unterste Stufe der hohen Freitreppe betreten, als ihn der betrefte Cerberus anherrschte:

„Zu wem will Er, Hebräer?“

„Ich bin für zehn Uhr zur Audienz befohlen.“

„Ja, was will Er denn hier, um Himmelswillen?“

„Einen Brief soll ich hier abgeben.“

Bei diesen Worten überreichte Bensow das Billet, welches den Stempel des Konsistorial-Präsidenten Schellenberg trug.

Der Portier nahm gravitatisch die Adresse in die Hand. Beim Lesen derselben verloren die Züge des Lesenden ihren rohen, übermüthigen Ausdruck und nahmen die üblichen, devoten Formen an.

Vielleicht, dachte er, ist dieser Landjude irgend ein verkappter Rothschild; die Rothschilds haben ja mit dem hessischen Hof schon lange gute Beziehungen gehabt, er wurde sogar höflich, höfisch und geleitete ihn ganz unterwürfig zu der breiten Treppe, die zum Antichambre Sr. Excellenz führte; dort möge er seine Karte nur dem Huissier abgeben.

Der Letztere stand bereits an der Flügelthüre, nahm Bensow das Empfehlungsschreiben ab und wies ihn an, Platz zu nehmen und zu warten, bis er gerufen werde.

In den Vorzimmern befanden sich mehrere Herren in Frack und weißer Binde, verschiedene höhere Militärs in Galauniformen und einige elegant gekleidete Damen, welche zur Audienz geladen und für den Empfang vorgemerkt waren.

Es war Bensow nicht zweifelhaft, daß die bereits Anwesenden zuerst vorgelassen würden, und daß er noch lange werden warten müssen. Er sah sich seine Umgebung ein wenig an, sein Blick musterte den ganzen Raum, von den weichen, türkischen Teppichen an, in welchen er mit seinen schweren, genagelten Schuhen tief eingesunken war, bis zu den herrlichen Plafondmalereien, welche die Saaldecke zierten. Dabei blieb das Auge unwillkürlich an dem hohen, mit schweren Gold-

rahmen eingefassten Spiegel hängen, in dem er plötzlich seinem eigenen Bilde begegnete. Wie stach er gegen die elegante Hofetiquette und Toiletten ab, auf die er hier allenthalben stieß und die er nun so bequem durch den Spiegel mustern konnte, ohne die Herren in Uniform und Civil direkt auf's Korn zu nehmen. Sein unvermeidlicher stahlblauer Jomtofroß, um den ihm ganz Malsfeld neidisch nachblickte, hielt keinen Vergleich mit dem aus, was er hier Alles sah; das stand fest, daß er mit seinem Rock dem Minister nicht imponiren werde. Er trug das schlichte ungestickte Hemd von grobem Linnen, wie es die Leute vom Lande damals trugen; um den Hals ein schwarzes, halbseidenes Halstuch, das ähnlich wie die Halsbinden der Soldaten geschlungen und durch eine Schleife vorn festgebunden war. Zu seinem Schrecken merkte er, daß der Knoten sich gelöst und die Schleife sich verschoben hatte. Flugs öffnete er das Halstuch und suchte es vor dem Spiegel in möglichst gefällige Form zu bringen. Dabei ging ihm der Ausspruch der Weisen durch den Sinn, daß diese Welt nur ein Vor- und Wartezimmer für die folgende sei, daß man sich im Vorzimmer in die rechte Verfassung bringen müsse, um jeden Augenblick in den Empfangssaal selber eintreten zu können. Da störte ihn aus seinen Betrachtungen der Schlag der goldenen Stuhluhr, die jetzt die zehnte Stunde verkündete. Die Schläge waren noch nicht verhallt, als sich die Portiere zum Arbeitszimmer des Ministers wie von selbst auseinander that und der in der geöffneten Thür erschienene Huissier rief:

„Heinemann Bensew, Synagogen = Altester aus Malsfeld.“

X.

Berwundert schauten sich die Cavaliere an, als der zuletzt eingetretene, unscheinbare Jude vom Lande zuerst zur Audienz befohlen wurde. Niemand aber war von dem Rufe mehr verwirrt und betroffen, als Bensew selber. Knoten und Schleife seines Halstuches waren noch immer nicht in Ordnung, ja, sie hatten widerspännstigere Formen als je angenommen, als just der Ruf erscholl, der ihn vor den Minister lud. Obwohl er nur ein paar Schritte bis zur geöffneten Thüre des Arbeitskabinettes hatte, blieb ihm doch Zeit und Muße genug, an alles Mögliche und Unmögliche zu denken, die Audienz ausgenommen, zu der er nunmehr zugelassen war.

Zunächst spann er den Gedanken weiter, der sich ihm schon beim Eintritt in das Vorzimmer aufgedrängt hatte, daß nämlich diese Welt einem solchen Vorzimmer gleiche und daß der Eintritt in den Empfangssaal dem durch den Tod vermittelten Uebergang in die Ewigkeit entspreche. Der unerwartete plötzliche Ruf, der ihn vor den Minister so rasch beschied, daß er nicht einmal sein Halstuch mehr vorher in Ordnung bringen konnte, erinnerte ihn an das Wort des Königs Salomo: „Kein Mensch beherrscht den Geist, den Geist zurückzuhalten“ und auf die Erklärung, welche die Weisen des Midrasch zur Stelle geben, wonach sich die Worte auf die Todesstunde beziehen, in welcher sich der Geist vom Körper trennt, und dem Menschen kein Augenblick länger zu säumen vergönnt ist, bis er sein Haus bestellt und seine Rechnung mit dem Leben beglichen hat.

Auf diese Weise dachte Bensew viel mehr an Gott und sein Walten, als an den kritischen Moment seiner Audienz und das gab ihm eine Ruhe, Festigkeit und ein sicheres Auftreten, um die ihn mancher Höfling hätte beneiden können.

Seine Excellenz der Staatsminister von Hassenpflug saß, dem Eintretenden den Rücken zuwendend, an seinem Schreibtisch, in die Durchsicht von Akten vertieft und ließ Bensew einige Minuten warten, ohne irgend welche Notiz von ihm zu nehmen. Dann sprang er plötzlich auf, stellte sich direkt mit einem durchdringenden Blick vor Bensew hin und fragte ihn, das Auge scharf auf ihn gerichtet, mit lauter, barscher Stimme:

„Was will Er eigentlich hier?“

Bensew parirte den Blick, der unter den buschigen Augenbrauen auf ihn herniederglühte, und sprach:

„Ich wollte mir die Frage erlauben, ob so ein geringer Mann, wie ich es bin, ein hohes Ministerium auf die Gefahren aufmerksam machen dürfe, welche die kurhessische Judenheit in Folge der neu einzuführenden Synagogen = Ordnung bedrohen?“

Diese wenigen Worte hatten den Erfolg, daß der Minister seine scharfen, fixirenden Blicke sofort sistirte und in einer ganz anderen, fast väterlich milden Tonart erwiederte:

„Gewiß, bei uns gilt nur Wahrheit und Recht und es ist uns daher lieb, wenn wir aufmerksam gemacht werden. Wenn Ihr Israeliten Euren Kultus selber zu Grunde gehen lasset, so können wir ihn nicht halten.“

Ermuthigt durch dieses herablassende Entgegenkommen schilderte nun Bensew die Verhältnisse und Zustände fast mit denselben Worten, wie er es Tags vorher bei dem Herrn Kon-

istorial-Präsidenten gethan hatte und schloß mit der Bitte, die Synagogen-Ordnung einer rabbinischen Autorität zur Begutachtung zu unterbreiten und diesem Gutachten gemäß über den Entwurf zu entscheiden.

Der Herr Minister war den Ausführungen Bensew's mit sichtlichcr Aufmerksamkeit gefolgt und hatte ihn oft durch Fragen und Bemerkungen unterbrochen, aus welchen Bensew das Interesse des Ministers für den Gegenstand der Unterredung folgern durfte.

„Könnt Ihr mir einen Rabbiner nennen, mit dessen Urtheil Ihr Euch zufrieden gebt?“ fragte darauf der Minister.

„Wenn das hohe Ministerium das Gutachten von Rabbiner Samson Raphael Hirsch, dem früheren Oberlandesrabbiner von Mähren, jetzigem Rabbiner der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt a. M. einholen wollte, so wäre meine gehorsamste Bitte vollkommen erfüllt.“

„Nun, dann reicht mir Euer Anliegen schriftlich ein und ich werde dann meine Entscheidung treffen. Ihr seid entlassen.“

Bensew kehrte direkt zu seinem Gönner, dem Herrn Konfistorialrath Schellenberg zurück und berichtete ihm genau den ganzen Verlauf der Unterhaltung, die etwa 20 Minuten gewährt hatte. Er unterdrückte die gewichtigen Bedenken über den Erfolg seiner Sendung nicht, und sagte seinem Beschützer geradezu, daß er sich den Ausgang der Sache anders und zwar besser gedacht hätte, nachdem er einen so einflußreichen Fürsprecher in der Person des Herrn Prälaten gehabt habe.

Dieser aber erwiederte lächelnd:

„Ihr habt wohl geglaubt, daß der Minister auf diese

Darstellung hin das ganze Vorsteheramt mit dem Landrabbinat in die Luft sprengen würde?"

„Das glaubte ich nicht, aber daß Se. Excellenz in so verbindlicher, anerkennender Weise über diese Behörden und einzelne ihnen angehörende Persönlichkeiten sich äußern würde, das hat mich unangenehm überrascht. Ich wäre dieser Auffassung ganz entschieden entgegen getreten, wenn Ihre Ermahnung nicht gewesen wäre, mir keinerlei Widerspruch zu gestatten.“

„Da habt Ihr gut daran gethan. Der Minister wollte Euch gegenüber seine Unbefangenheit feststellen, damit es nicht den Anschein hat, als ob er aus persönlicher Abneigung gegen die Mitglieder dieser Behörden Euch zu Willen sei. Dieses Lob ist für den, der Se. Excellenz kennt, der beste Beweis, daß er Euren Wunsch voll und ganz erfüllen wird. Verlaßt Euch darauf und seid unbesorgt.“

„Nun habe ich noch das schwere Bedenken mit der schriftlichen Eingabe. Ich kann sie nicht aufsetzen, unser Herr Rabbiner muß die Hand frei haben und darf sich daher in den Handel nicht mischen. Einen hiesigen Advokaten will ich damit nicht betrauen, weil ich dann nicht sicher bin, ob er verschwiegen genug ist; vielleicht falle ich gerade einem in die Hände, der mit den Herren, die ich bekämpfen muß, auf besonders gutem Fuße steht, das wäre schlimm!“

„Ei,“ erwiderte der Herr Prälat, „da ist leicht Rath geschafft. Die Eingabe muß Euer Pfarrer aufsetzen und abschreiben, dann unterschreibt Ihr sie und schickt sie sobald als möglich an das Kurfürstliche Staatsministerium. Das ist Euch Euer Pfarrer schuldig, und wie ich ihn taxire, wird er sich glücklich schätzen, diese Dankeschuld abzutragen.“

„Ew. Eminenz treffen immer das Rechte. Unser Herr Pfarrer ist in der That am besten dazu geeignet und er thut es gern; das weiß ich. Nun aber, ehrwürdiger Herr, nehmen Sie meinen innigen Dank für die große Gnade und Herablassung hin, die Sie mir erwiesen haben. Möge der himmlische Vater alle die heißen Segenswünsche zum Guten erfüllen, die ich für Ihr Wohl zum Himmel emporsende. Ich verabschiede mich mit den Worten aus Ruth: „Möge Gott dein Wirken vergelten und möge dein Lohn vollkommen sein, von Gott, dem Gotte Israels!“

„Amen!“ sagte der Herr Konsistorial-Präsident, drückte Bensew warm die Hand, und mit der Bitte, ihn jederzeit wieder aufzusuchen, wenn er seiner bedürfe, ließ er Bensew seines Weges ziehen.

Bensew eilte leichten, geflügelten Schrittes seinem Dorfe zu, brennend vor Verlangen, dem Freunde Alles zu erzählen, was er Merkwürdiges in den zwei jüngsten Tagen erlebt hatte. Der Herr Pfarrer wartete schon den ganzen Nachmittag ungeduldig auf die Rückkehr des Freundes, und als derselbe immer noch nicht kam, ging er ihm entgegen, getrieben von dem Verlangen, Alles, was sich zugetragen, sobald als möglich zu erfahren.

Etwa anderthalb Stunden von Malsfeld trafen sie zusammen und nun mußte Bensew erzählen.

Als er geendet hatte, sagte der Pfarrer:

„Die Eingabe wird heute Nacht noch gemacht, Ihr unterschreibt sie morgen früh, so daß sie noch morgen abgeht und beim Ministerium eintrifft; der Minister muß sehen, daß es Euch Ernst ist. Morgen geht Ihr dann gewiß nach Guden-

berg; Ihr müßt doch dem Herrn Rabbiner auch Bericht abstat-
ten über das Gelingen Eurer Sendung."

"So lange die ministerielle Entscheidung in dem ge-
wünschten Sinne nicht wirklich erfolgt ist, kann eigentlich von
einem Gelingen meiner Sendung nicht die Rede sein. Herrn
Rabbiner Wehlar habe ich zudem nichts von meiner Absicht ge-
sagt, selber nach Kassel an's Ministerium zu gehen, weil mir
damals, als ich bei ihm war, die Sache selber noch zu aben-
teuerlich schien. Der Plan ist, wie Sie wissen, erst später ge-
reift, als ich mit Ihnen die Angelegenheit berathen hatte. Ich
habe dem Herrn Rabbiner versprochen, in acht Tagen bei ihm
vorzusprechen, von diesen acht Tagen sind jetzt erst drei ver-
strichen. Vielleicht ist unsere Angelegenheit bis in fünf Tagen
schon einen Schritt weiter, so daß ich ein greifbares Resultat
zu berichten habe."

Das wird nicht gut möglich sein. Morgen ist der 30.
August; nehmen wir an, daß die Eingabe morgen noch beim
Ministerium einläuft, so muß die Synagogen-Ordnung erst
nach Frankfurt wandern, dort beurtheilt und öffentlich ver-
urtheilt werden; sie geht dann wieder nach Kassel zurück. Bei
dem langsamen Gang aller derartigen Dinge können Wochen
und Monate hingehen, bis ein wirkliches Resultat zu erwarten
ist. Was in der Sache überhaupt zu thun war, ist geschehen
und allem Anscheine nach mit bestem Erfolg; ich an Eurer
Stelle würde vor Verlangen glühen, über das bereits Geleistete
Bericht zu erstatten. Ihr habt da etwas zuwege gebracht, das
Euch keiner so leicht nachthut, und Ihr in Eurer Bescheidenheit
scheint von der Größe und Tragweite Eurer Handlungsweise
selbst nicht den rechten Begriff zu haben. Aber Euer Rabbiner
wird's Euch sagen und mit seiner Anerkennung nicht zurück-

halten, einen solchen Mann, wie Ihr es seid, zu den Seinen zählen zu dürfen.“

„Ich bin nicht so bescheiden, wie Sie wohl glauben. Wohl weiß ich, was der Schritt für die hessische Judenheit bedeutet, den zu unternehmen mich, den gewöhnlichen Dorfjuden, Gottes Gnade gewürdigt hat. Aber wie Sie über dem schwachen Werkzeuge die Hand des großen Werkmeisters zu vergessen scheinen, die es doch allein geführt hat, so fürchte ich Aehnliches bei unserem Herrn Rabbiner. Diese Anerkennung, die wahrlich nicht mir gebührt, ist mir lästig und ich möchte ihr, so lange ich kann, aus dem Wege gehen. Deshalb will ich wenigstens bis zum achten Tage warten, bevor ich nach Gudensberg gehe.“

„Wenn Jemand ein Recht hätte, sich auf seinen Erfolg etwas zu Gute zu thun, so hättet Ihr es und warum Ihr das hartnäckig abweisen und Euch selber bereuen wollt, Ihr wäret gar nicht derjenige, der Ihr nun doch seid, das ist mir ein Räthsel.“

Bei diesen Worten waren die Freunde an die ersten Häuser von Malsfeld gelangt und blieben einen Augenblick stehen. Ein Frosch hüpfte über den Weg, und Bensew sagte, indem er auf das Thier wies:

„Wenn mich je die Ueberhebung befallen sollte, deren Mangel Ihnen räthselhaft erscheint, dieses Thier genügte, um mich wieder in's rechte Geleise zu bringen. Unsere Weisen lehren, als König David seine Psalmen beendet hatte, habe er sich in einer Anwandlung von Ueberhebung der herrlichen Gotteslieder gerühmt, die seine Harfe zur Ehre Gottes in die Welt hinaus gesungen hatte. Hat noch je ein Mensch, rief er

aus, Gott mehr verherrlicht, als ich es durch meine Lieder gethan habe? Da habe ihn ein Frosch eines Besseren belehrt. Wir sind, sagte ihm der bloße Anblick dieses Thieres, auf Gottes Geheiß, als Er die zweite Plage über die Egyppter sandte, zur Verherrlichung Gottes in den Feuertod gegangen, als wir in die heißen Oefen der Egyppter drangen; kann sich deine Gottesverehrung mit dem Martyrium messen, das wir zur Ehre Gottes übernahmen? Und wenn David, dessen Liedesworte doch in Wirklichkeit ungezählte Millionen von Menschengemüthern der Gottheit zugeführt haben, wenn David schwieg angesichts eines solchen Thieres, hochwürdiger Herr, was sollte ein Mensch meines Schlages sich stolz blähen dürfen wegen eines Ganges nach Kassel, den er unter Ihrer Protection gemacht hat? Das können Sie im Ernst selber nicht glauben.“

„Geht heim, Bensew,“ erwiderte von dieser schlichten Selbstlosigkeit gerührt der Pfarrer, „Ihr seid ein merkwürdiger Mensch, das lasse ich mir von Euch nicht wegdisputiren; morgen früh erwarte ich Euch, so früh Ihr wollt.“

XI.

Am andern Morgen ging die vom 30. August datirte Eingabe nach Kassel ab, und unterm 2. September 1854 antwortete bereits Hassenpflug dem Bittsteller, „daß sein Gesuch die angemessene Berücksichtigung gefunden habe.“

Nun eilte Bensew nach Gudensberg und erzählte dem erstaunten Rabbiner, was vorgefallen war. Zur Bestätigung legte er den Brief Hassenpflugs auf den Tisch, dessen wenige Zeilen Herr Rabbiner Weklar aufmerksam durchlas.

„Bensew,“ begann dann der Rabbiner, „Ihr habt da eine

Großthat vollbracht, für die Euch alle glaubenstreuen heffischen Gemeinden zum ewigen Danke verpflichtet sind. Gott wird Euch und Euren Kindern lohnen, was Ihr da mit Eurer Umsicht und Beharrlichkeit zu Wege gebracht habt. Diejenigen, denen Euer Gottgesegnetes Wirken in erster Reihe zu Gute kommt, werden vielleicht niemals erfahren, wem sie die Erhaltung ihres Judenthums nächst Gott zu verdanken haben. Aber unsere Gegner, die Verächter und Bekämpfer unseres von den Vätern überkommenen Heiligthums, werden ohne Zweifel alle Hebel in Bewegung setzen, um zu erfahren, wer ihre Pläne vereitelt hat. Sie werden die Spur bald ausfindig machen, und Ihr werdet verdächtigt, gekränkt und verfolgt werden, wie es das Geschick aller braven, thatkräftigen Männer war und ist, die mit Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit für Gottes Sache gewirkt haben. Nehmt deshalb von mir meinen Dank und die Versicherung meiner Anerkennung für das, was Ihr für uns geleistet habt. Es hat mir weh gethan, daß Ihr zwei Jahre Euer Geheimniß mit Euch herumgetragen habt, ohne mir davon Mittheilung zu machen. Aber ich habe eingesehen, Ihr seid einsichtiger, erfahrener und thatkräftiger als ich, und denke, daß es so recht ist, wie Ihr es gemacht habt. Ihr seid einer von dem alten Schlag der „Ansche Maaseh“ (Männer der That) und ich füge mich gerne Eurer besseren Einsicht. Aber, sagt mir, warum habt Ihr jetzt wieder die gute Botschaft fast vier Tage für Euch behalten und macht mir erst jetzt Mittheilung, nachdem Ihr gestern den Brief des Ministers erhalten habt?“

„Ich hatte ein wichtiges Geschäft vor, das ich erst erledigen wollte, bevor ich hierher ging, sonst wäre ich gewiß früher gekommen.“

„Darf ich wissen, was das für ein Geschäft war, betrifft es Euren Handel?“

„Es wäre mir lieber, Mauri We-Rabbi (Meister und Lehrer), wenn Ihr mich nicht danach gefragt hättet, aber jetzt, wo Ihr es gethan, und Ihr glauben könntet, es wäre Geheimnißthuerei von mir, will ich es Euch sagen: Als ich von Kassel zurückkam und ich Alles, was ich durch Gottes Fügung zu erreichen gewürdigt war, überblickte, kam mir eine hoffärtige Aufwallung, als ob meine Kraft und mein Verstand das gethan hätte, was doch allein eine höhere Macht bewirkt hat. Es war nur eine augenblicklich stolze Regung, aber ich dachte mit Schrecken daran, daß ich Gefahr laufe, ein eitler, Gottvergessener Narr zu werden, wenn ich solchen Gedanken nachhinge. Als Schutzmittel gegen solche schlechte Gedanken kaufte ich mir sechs ungehobelte Bretter und zimmerte mir selber für über hundert Jahre meinen Draun (Sarg). Wenn es mir je wieder zu wohl werden sollte, brauche ich nur eine Treppe höher zu steigen und sehe mir die hölzerne Lade an, in der man mich einst hinaustragen wird, und ich bin kurirt.“

„Aber Bensew,“ entgegnete der Rabbiner, „deshalb hättet Ihr doch kommen und Euren Draun einen Tag später fertig machen können.“

„Doch nicht, Mauri We-Rabbi. Was die große Welt einem Verbindliches sagt, dagegen bin ich gewappnet, das gleitet ohne besonderen Eindruck an mir ab. Aber es hat mir nicht umsonst geahnt, daß Ihr, wenn ich Euch alles Geschehene erzähle, auch Worte der Anerkennung für mich haben werdet, wie es ja in der That der Fall war. Auf das, was Ihr sagt, darf ich nichts entgegnen, Euer Lob ist das gefährlichste, weil ich von seiner Aufrichtigkeit überzeugt bin. Das könnte mich

in der That stolz machen und da bedarf's schon eines besonders starken Gegenmittels. In meinem Draun liegt auch meine Brohe (lektwillige Verfügung). Ich habe darin gebeten, daß mir Niemand ein Hespel (Grabrede) halte; ich habe dabei an Euch gedacht. Wollt Ihr mir wirklich einen Beweis Eurer Freundschaft und Anerkennung geben, so bitte ich Euch, daß wir von der Sache, soweit meine Person damit verknüpft ist, nicht mehr reden. Damit es Euch nicht zu schwer fällt, verabschiede ich mich sofort von Euch, und bitte Euch nur noch um Eure Brocho." (Segen.)

Damit neigte Bensew das Haupt hin, auf welches der Rabbiner den Segen des Himmels herabflehte, dann reichten sich die Männer die Hand und trennten sich, ohne ein Wort zu sprechen.

* * *

Im Jahre 1878 hauchte Bensew als 80jähriger Greis seine reine Seele aus. Wenige Jahre vor seinem Tode theilte er die geschilderten Erlebnisse einem Freunde mit, und belegte dieselben durch eine Anzahl Aktenstücke, unter welchen sich auch der Wortlaut der Unterredung beim Minister und das mit eigenhändiger Unterschrift Hassenpflug's versehene Schreiben aus dem Ministerium befand.

Für diejenigen, welche sich noch für das Schicksal der vereitelten hessischen Synagogen-Ordnung interessiren, möge hier noch kurz bemerkt werden, daß dieselbe Rabbiner Hirsch in Frankfurt zur Begutachtung vorgelegt wurde und in Folge dessen die ministerielle Genehmigung nicht erhielt. — Darob große Verblüffung beim Landrabbinat, das von diesen Vorgängen keine Ahnung hatte, sondern seiner Sache ganz sicher

zu sein glaubte. Als die Herren aber erfuhren, daß es ein einfacher Dorfjude, daß es der Malsfelder Gemeindeälteste Bensow war, welcher einen so dicken Strich durch die landrabbinatliche Rechnung gemacht hatte, kannte ihr Unmuth keine Grenzen mehr.

Herr Dr. Pinhas ließ den Attentäter zu sich kommen, und fuhr, als er erschienen war, mit einer ganz ungewöhnlichen Wuth auf ihn los, wie er, der ungebildete Landmann, die Dreistigkeit haben könne, auf solche Weise die Circel des hohen Vorsteheramtes und Landrabbinats zu stören. Er drohte, ihn seiner Stellung als Gemeindeältester zu entheben, er gab schließlich gute, süße Worte, damit der „ungebildete Landmann“ seine Opposition aufgebe; Alles scheiterte an dem geraden, unbestechlichen Charakter des „ungebildeten Landmannes.“ Absehen konnte man freilich einen Mann nicht, weil er rückhaltlos seiner Pflicht gerecht geworden war, aber man verleidete ihm sein Amt derart, daß er später um seine Enthebung nachsuchte.

Inzwischen wurde im Jahre 1857 das Ministerium Hassenpflug entlassen und Scheffer wurde Hassenpflug's Nachfolger.

Sofort wurde dem neuen Minister die inzwischen alt gewordene Synagogen = Ordnung zur Genehmigung unterbreitet. Die Erinnerung an das drei Jahre vorher erlebte Fiasco hatte das Landrabbinat vorsichtig gemacht. „Wenn Bedenken gegen die vorliegende Synagogen = Ordnung auftauchen sollten,“ baute das ehrwürdige Landrabbinat vor, „so könne man ja ein auswärtiges Landrabbinat darüber zu Rathe ziehen.“

Vermuthlich versprach sich das hohe Landrabbinat von

einem ebenbürtigen auswärtigen Kollegium ein mehr sympathisches Votum. — —

Aber es irrte auch diesmal. Das Ministerium sandte die unter einem so unglücklichen Sterne geborene Synagogen-Ordnung an das Mecklenburgische Landrathbinat, welches ebenfalls sein Verdikt über sie aussprach.

Seitdem hat das Landrathbinat keinen Schritt mehr gethan, um seine reformatorischen Tendenzen mit staatlicher Sanktion zu bekleiden. Daß auf diese Weise den kurhessischen Israeliten alle jene Widerwärtigkeiten erspart geblieben sind, die anderwärts in so gehässiger Weise zu Tage getreten, verdanken sie nächst Gott dem wackeren Biedermanne, dessen Gedächtniß diese Erzählung auffrischen und ihm so eine dankbare Erinnerung sichern möchte.

